3/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Drei Jahre nach Tschernobyl

FW im Allunionszentrum für Strahlenmedizin in Kiew

Im Camp der Campesinos

Mit Geleitschutz durch contragefährdetes Gebiet

★ Inhalt

Reisetagebuch Nikaragua
Die Chance der Campesinos
Seite 4

Nachrichtenmagazin
Seite 12

DSF-Alltag
Besuch in der Müntzer-Stadt Mühlhausen
Seite 16

Medizin
Im Allunionszentrum für Strahlen-Medizin in Kiew
Seite 18

Tourismus-Ratgeber
Seite 24

Porträt
Der Antifaschist Bruno Kühn
Seite 26

Geschichte
Mit Blindheit geschlagen
Seite 28

Theater
Gastspiel in Berlin: Das Jüdische Theater Bukarest
Seite 30

Literatur-geschichtliches
Józef Ignacy Kraszewski – Autor der „Gräfin Cosel"
Seite 32

Erzählung
Tschingis Aitmatow: „Bachiana"
Seite 34

Humor
Seite 36

Rätsel
Seite 38

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte
Seite 40

Leserforum
Seite 44

Abrüstung
Exklusiv-Interview mit General Tscherwow
Seite 46

Natur und Umwelt
Paradies der Paviane: Ein Großversuch in freier Natur
Seite 50

Sport
Talent ist wichtig, aber ohne Kampfgeist geht nichts
Seite 52

Titelfoto:
Einen Soldaten der Sandinistischen Armee fotografierte in Juigalpa, Nikaragua,
Detlev Steinberg

Redaktionsschluß für dieses Heft: **6. 2. 1989**

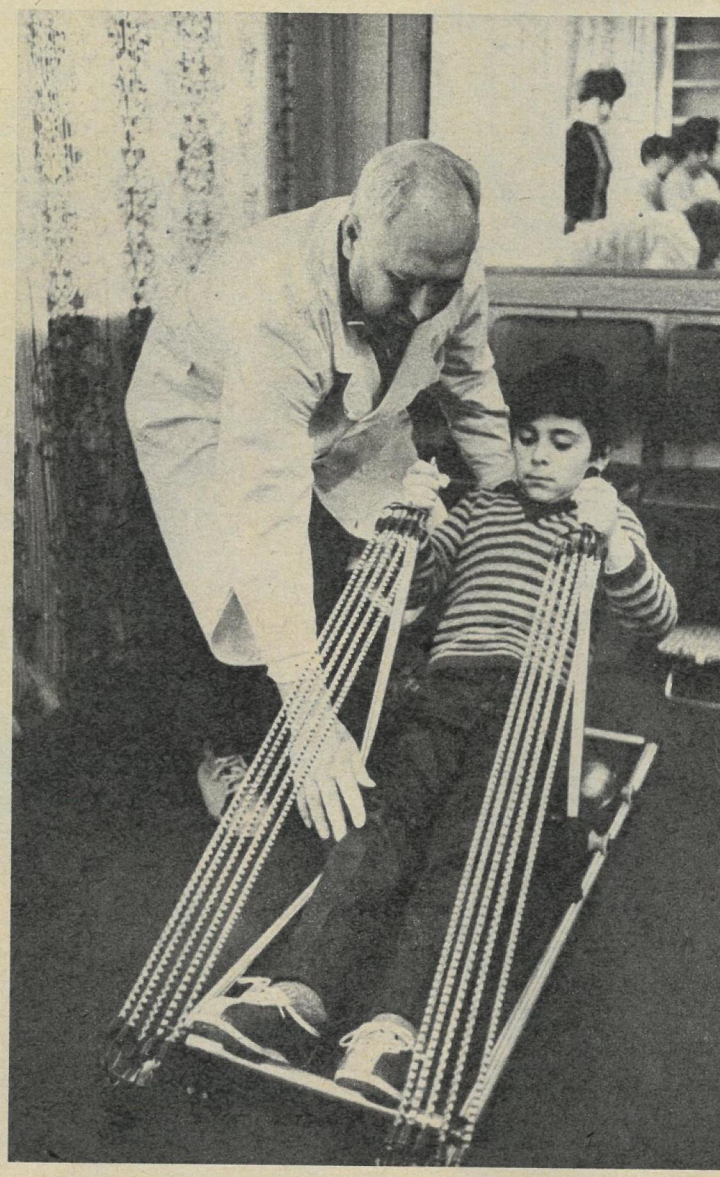
★ Im Blickpunkt

Armenien/Moskau:

Lernen, wieder Kind zu sein

Armenien – das Unvorstellbare zwang viele Menschen zu sprechen. Der Volksdichter Dagestans, Rassul Gamsatow: „Das Herz blutet, wenn man an die Kinder denkt…" Hilfe in aller Welt, Hilfe aus aller Welt. Beispiellos, überschaubar nur in Beispielen.

Die Kinder auf unseren Fotos leben, überlebten. „Die Kinder den Mütterlichen, damit sie gedeihen", sagt der Sänger in Brechts „Der Kaukasische Kreidekreis". Diese Kinder aus der erdbebenzerstörten Stadt Kirowakan erfahren jetzt Mütterlichkeit, Fürsorge im fernen Moskau. Der FREIE WELT-Reporter hat sie dort fotografiert, erstes Lächeln festgehalten, Eifer beim Training, um Verletzungsfolgen zu überwinden, fragende Augen, die später erst verstehen werden. 156 Kinder und einige Frauen aus Kirowakan in einem Betriebssanatorium in Chimki bei Moskau. Das Heimpersonal gibt sich alle erdenkliche Mühe, daß sie die durchlebten Schrecken vergessen. Gerichte der kaukasischen Küche werden erprobt, damit die kleinen Gäste sich ein wenig mehr heimisch fühlen. Die Köche meistern ungewohnte Erfordernisse der Säuglings- und Kinderernährung. Auch hierfür war behutsames Einfühlungsvermögen notwendig: Die oft tödlich verängstigten Kleinen mußten lernen, in Erwachsenenbetten zu schlafen, unter wildfremden Menschen, in nie gesehener Umgebung. Künftige Lehrer, Studenten der Moskauer Pädagogischen Hochschule „W. I. Lenin", sammelten unverzüglich Spielzeug und Kinderbücher für



sie. Jetzt können die Schüler unter ihnen mit ihren Altersgefährten in Chimki gemeinsam den Unterricht besuchen, das aber ist besonders für die unteren Klassen problematisch, weil die Kleinsten bisher nur ihre Muttersprache Armenisch verstehen. Deshalb warten die Moskauer Lehrer auf Kollegen aus Armenien. Neue Erlebnisse drängen furchtbare Erinnerungen allmählich zurück: Ausflüge nach Moskau, Jolkafest im Kreml, Einladung in den Moskauer Zirkus. Als das Politbüro des ZK der KPdSU Bilanz der Rettungs- und Hilfsaktion zog, wurde bekannt, daß 105 000 Armenier aus dem Katastrophengebiet evakuiert werden mußten: 65 000 leben zeitweilig in Sanatorien und Erholungsheimen des großen Landes. Zehntausende sowjetische Bürger, die gerade einen Kuraufenthalt genossen, stellten ohne zu zögern ihre Plätze zur Aufnahme der unglücklichen Menschen zur Verfügung. Die Kinder lernen, wieder Kind zu sein.

Klaus Hurrelmann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Wählen heißt mehr...

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Im Herbst werden wir vierzig Jahre alt. Im nächsten Jahr sind wir 45 Jahre frei. Am 7. Mai wollen wir dazu Ja sagen. Ja zu unserer Republik, die aus Blut und Ruinen auferstanden ist. Ja zur Befreiung aus Versklavung und unseliger Vergangenheit. Ja zu den Abgeordneten, die wir aus 260 000 Kandidaten auswählen, die unser Vertrauen haben und in der vorletzten Wahlperiode unseres Jahrhunderts dem Erreichten Neues hinzufügen werden.

Wir könnten zufrieden sein. Denn die Bilanz ist gut. 3,2 Millionen Bürger leben in neuen oder renovierten Wohnungen. Wer noch nicht in den Genuß des größten Wohnungsbauprogramms aller Zeiten gelangt ist, sieht den „Einzug ins Paradies" vertrauensvoll auf sich zukommen. Auch solche, die den sozialistischen Erfolgswald gelegentlich vor einigen Bäumen nicht sehen, an denen sie sich den Kopf stoßen, kommen nicht um die Einsicht herum, daß jenseits unserer Grenzen unsere sozialen Selbstverständlichkeiten keineswegs selbstverständlich sind.

Nur: Man kann nicht nur auf der Datsche sitzen, den Trabi pflegen und die Vorzüge des Sozialismus „mitnehmen". Nichts gegen Feierabend-Hobbys! Aber sie dürfen nicht Hauptinhalt oder gar einziger Inhalt des Denkens und Handelns werden. Wer in der Halle oder im Spezialladen Qualität will, muß selbst Qualität erzeugen. Wer viel und mehr will, muß viel und mehr produzieren. Es kann nur verteilt werden, was hergestellt wird. Die Arbeitszeit muß schon voll ausgelastet werden. Das Wochenende fängt nun mal erst freitags nach Dienstschluß und Feierabend an. Das kleine Ganze ist Bestandteil des Großen. Das Glück des Menschen ist erst sicher, wenn es eingebettet ist in das Glück der Gesellschaft. Es ist kurzsichtig, das eine zu genießen, ohne am anderen mitzubauen.

Außerdem gibt es unverzichtbare Prioritäten: Das ist der Abstand zwischen Notwendigem, Machbarem und Wünschenswertem. Niemand kann alles, und schon gar nicht gleich alles gleichzeitig. Gewiß, von den berühmten „1000 kleinen Dingen" fehlen gelegentlich zwanzig oder dreißig. Das ist ärgerlich und zum Teil vermeidbar.

Aber die zehn wichtigsten Werte haben wir und noch welche dazu: die Menschenrechte auf Lehre, Arbeit, billige Wohnung, Bildung, Förderung, Gesundheit, soziale Sicherheit, Gesetzlichkeit, Freiheit, Demokratie, Solidarität, Geborgenheit. Übrigens alles Prioritäten der Menschlichkeit.

Wir Kommunisten/Sozialisten/Humanisten haben stets zu ändern und zu verbessern, stets neue Bedingungen zu berücksichtigen. Dabei muß man nicht alles auf den Kopf stellen, um etwas auf die Beine zu stellen. Wir haben nichts zu bereuen und schon gar nicht Rechenschaft abzulegen vor den Feinden des Sozialismus. Wir sind nicht starr und sehen nichts als ein für allemal abgeschlossen. Es ist das Leben, das immer wieder neue Fragen aufwirft. Wir haben sie stets beantwortet. Allerdings sind bei der Beantwortung Feinde des Sozialismus denkbar ungeeignete Ratgeber. Es geht nämlich nicht um weniger Sozialismus, sondern um mehr Sozialismus, nicht um mehr Kapitalismus, sondern um weniger Kapitalismus. Es geht um Kämpfe an den Brennpunkten unserer Epoche, um Prozesse und Probleme, um einen lebenswichtigen Wettlauf mit der Zeit. Und es geht um die kluge, nicht immer leicht zu verstehende Berücksichtigung der Prioritäten: d. h. das Mögliche tun, das Notwendige vom Erwünschten unterscheiden.

Das Schlaraffenland liegt noch ferner als der Kommunismus. Butter, Brot, billige Grundnahrungsmittel, bezahlbare Waren des täglichen Gebrauchs, vernünftige Mieten und Tarife: Das sind sozialistische Errungenschaften, alte sozialistische Forderungen, schwer und opferreich erkämpft und erarbeitet. Wir brauchen nur ringsum über unsere Grenzen zu blicken, um zu wissen, wo es hinführen würde, unser sozialpolitisches Paket anzutasten. Da darf und wird es keine Abstriche geben. Die Preis-Lohnspirale wird nicht in Bewegung gesetzt.

Unsere Aufgabe ist es, unsere Politik zu erklären, den Menschen in Zeiten der Anfeindungen, Irrtümer und Bedrohungen und komplizierten Veränderungen Mut zu machen, sie zu weiteren Leistungen zu motivieren, sie ihrer eigenen Kraft bewußt zu machen.

Deswegen planen wir mit, arbeiten mit und regieren mit und wählen Kandidaten, die unser Vertrauen haben, weil wir sie ernsthafter Prüfung unterzogen, und die dazu beitragen, daß unsere Städte und Gemeinden weiter gut gedeihen. Deswegen ist es nicht damit getan, gedankenlos den Wahlschein in die Urne zu werfen. „Selbst ist der Mann", heißt ein bürgerlicher Allgemeinplatz. Gültig wird der Gedanke erst, wenn wir ihn sozialistisch vollenden: „... und selbst ist die Frau, selbst der Jugendliche." Entgegen der kapitalistischen Verheißung ist nicht „jeder seines Glückes Schmied". Aber in der richtigen Gesellschaftsordnung, unter sozialistischen Machtverhältnissen, hat jeder Freiheit und Möglichkeit, mitzuplanen, mitzuarbeiten und mitzuregieren.

Wichtig ist, daß die 1,7 Millionen Jung- und Erstwähler und alle erwachsenen Bürger die Ziele unserer Politik kennen, über kommende Aufgaben Bescheid wissen, fest auf den Positionen des Sozialismus in den Farben der Deutschen Demokratischen Republik stehen und den Persönlichkeiten Vertrauen und Stimme schenken, denen das Wohl unserer Städte und Gemeinden anvertraut werden kann.

Die Kernpunkte unseres Wahlprogramms sind einfach: Die dynamische Entwicklung fortsetzen – die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik noch wirksamer praktizieren – Städte und Gemeinden weiter aufblühen lassen – den funktionierenden, realen Sozialismus im Bündnis mit den anderen sozialistischen Bruderstaaten stärken – antiimperialistische Solidarität festigen – Frieden, Abrüstung, Zusammenarbeit mit allen Staaten fördern.

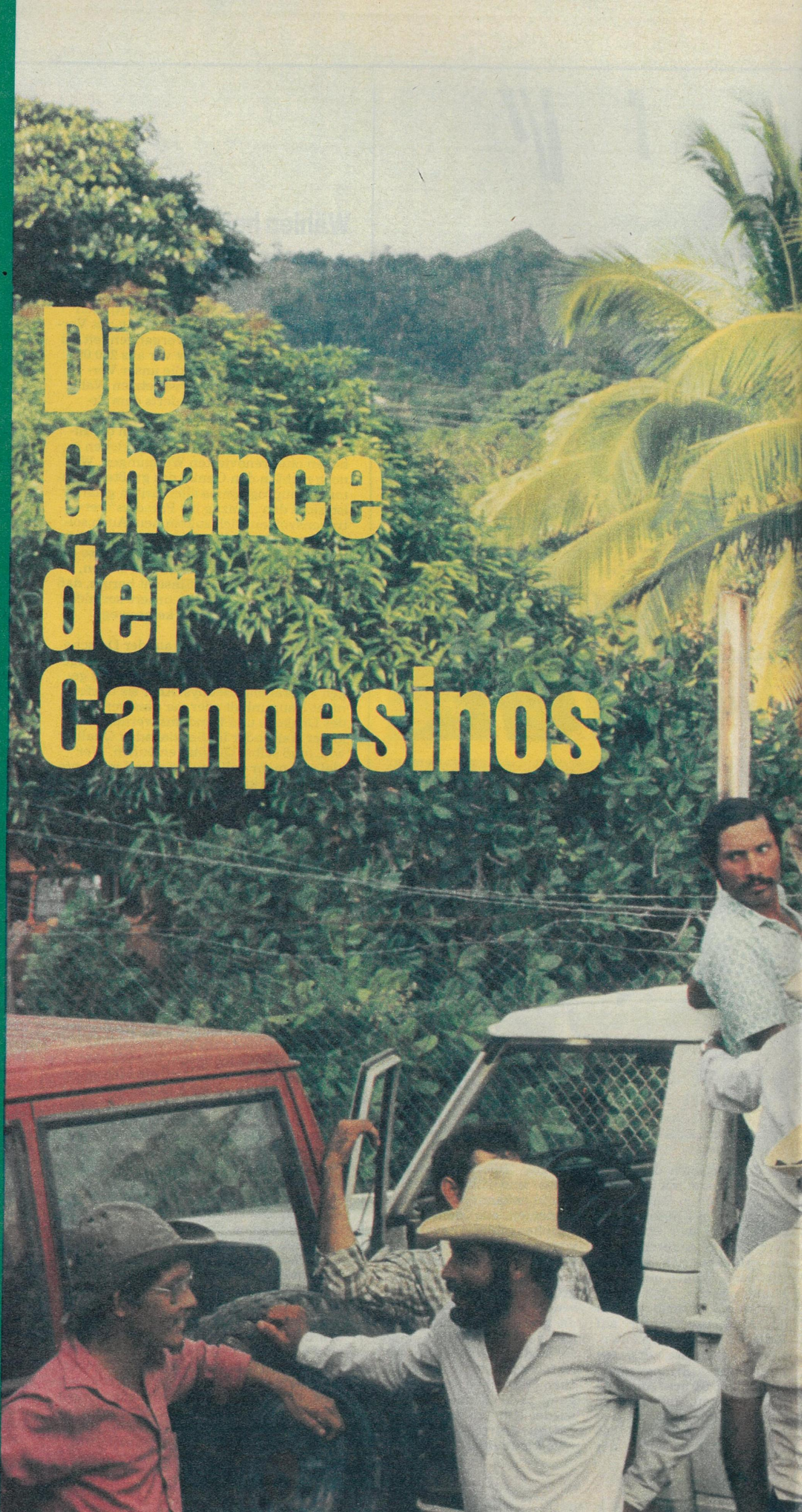
Törichte West-Frage: Wie kann man die Fraktionen von fünf Parteien und von fünf Massenorganisationen auf ein Programm festlegen?

Einfache, klare, kluge sozialistische Antwort: Welche Gruppierung in unserem bewährten sozialistischen Mehrparteienstaat könnte sich mit diesem Grundprogramm nicht einverstanden erklären?

Allerdings: Die Hände im Schoß zu falten würde es nicht verwirklichen helfen.

Nikaragua libre – ein Reisetagebuch von Helmut Zemke, mit Fotos von Detlev Steinberg

Die Chance der Campesinos



Wir sind unterwegs nach Juigalpa, Hauptstadt der Provinz Chontales, geheimnisvoller und nicht ungefährlicher Transitraum zwischen Ost und West. Wir folgen einer Einladung der UNAG, der Nationalen Union der Bauern und Viehzüchter. Ihr Präsident, Daniel Nuñez, empfing uns schon im Morgengrauen mit einem Lächeln zwischen Weisheit und Draufgängertum, an dem vermutlich viele Generationen indianischer Herkunft mitgearbeitet haben. Sieht er nicht aus wie ‚Sitzender Stier', dachte ich? Es blieb uns nicht viel Zeit für lange Gespräche. Schon sprang er in den schnellen japanischen Landrover, winkte uns ermunternd zu und preschte davon. Wenig später hatte ihn der Horizont verschlungen.

Die Einsamkeit hat den Geschmack von See und Wind, und auch von Gefahr. Im Tal von Las Kanoas ist das Wasser vieler Flüsse gestaut. Der kilometerlange See, in dem sich eine phantastische Bergwelt spiegelt, ist durchsichtig wie ein Diamant. Da ist auch der Indianergipfel. Es wird erzählt, daß einst ein indianischer Stammeshäuptling in die Tiefe sprang, um der Gefangennahme durch die spanischen Konquistadoren zu entgehen. Lieber tot als Sklave! Freies Vaterland oder sterben! Patria libre o morir! Eine Losung, die im bedrängten Nikaragua ganz besonders lebendig ist. Das Vaterland hat noch immer Helden nötig, auch in Chontales, wo die Konterrevolution manche Greueltat verübt. Ein Dorf, ein Landstädtchen, ziehen vorbei. Palmen, Bananenhaine, die Berge weichen zurück. Saftiges Weideland, Viehzuchtgebiet – eigentlich wollen wir zu den Bauern von Cuapa. Aber das ist noch hinter Juigalpa tief in den Serranias Amerrique, einem einsamen, wilden, savannenartigen Hochland.

Die Chance der Campesinos

1. Das Gewehr, oder: Der Jaguar ist auf der Hut!

„Komm, wir unterhalten uns", sagt Fredy Fernandez Rivas, Vorsitzender der Kooperative von Juigalpa. Das Eckhaus, nicht weit von der Straße nach Rama, ist bis unters Dach angefüllt mit Arbeitsgeräten, Ersatzteilen, Saatgut. In einem kleinen Raum an den Wänden Poster, Tabellen, Diagramme. Fredy stellt mir einen Stuhl hin, aber ich bleibe stehen. „Bei dieser Hitze", sage ich, es sind immerhin schon 33 Grad, „wird einem gleich schläfrig, und ich darf nichts verpassen." „Dafür ist gesorgt", erwidert der Vorsitzende lachend, „wird sicher lebhaft zugehn, heute. Vielleicht solltest du dich d a - m i t eindecken." Und er hält mir eine MP unter die Nase. Ich lehne etwas unsicher ab. Aber er selbst versorgt sich mit Munition und hängt sich eine Waffe über die Schulter. Es möchte ihm nicht so gehen, wie seinem Vorgänger im Amt, dem Alfonso Nuñez, Bruder des Verbandspräsidenten, der am Morgen des 7. November, auf den Tag genau vor zwei Jahren, nicht weit von hier, zwei Kilometer vor der Stadt Comalapa von einer Contragruppe erschossen wurde.

Bauernhof in der Kooperative „Ignacio Ramon Olivas" in den Bergwäldern zwischen Matagalpa und Jinotega, in der Flüchtlinge von der honduranischen Grenze arbeiten und leben.

Die Kooperative, berichtet Fredy, produziert unter schwierigen Bedingungen, aber immerhin versorgt sie die Bauern dieser Gegend mit dem Nötigsten – Milchprodukte, Futtergetreide, Fleisch. Allerdings geht der größere Teil des produzierten Fleisches in den Export. In diesem Jahr sind die Exporte stark zurückgegangen. Krieg und Hurrikan haben den Exporterlös des ganzen Landes bei den sieben traditionellen Exportprodukten – Kaffee, Baumwolle,Sesam, Zucker, Melasse, Rindfleisch und Bananen – insgesamt um 14 Millionen Dollar verringert.

Vom Typ der gemischten Kooperative in Juigalpa, Kleinbauern, Mittelbauern und Gutsbesitzer, gibt es 16 im Land. In der Provinz Chontales versorgen 9000 Kooperativmitglieder etwa 45 000 Menschen. Die Arbeit wird durch den Contrakrieg beeinträchtigt, aber nicht destabilisiert, wie beabsichtigt. Denn alle Bauern sind bewaffnet und erteilen den Banditen empfindliche Lektionen. Dennoch gab es im Kriegsgebiet um Juigalpa 1988 außerordentlich viele Tote, Verletzte und Verschleppte.

Aufbruch. Vor dem Büro der UNAG warten Soldaten der sandinistischen Armee samt Fahrzeugen auf ihren Einsatz. Sie werden den Geleitschutz unserer Gruppe übernehmen. Die Gruppe besteht aus Mitgliedern der Verbandsleitung mit Daniel Nuñez, einem Journalistenteam aus den Niederlanden und dem Amerikaner Brian Wilson, einem Mann, der sich in seinem Land und besonders in Lateinamerika vielfach öffentlich für Frieden, Freiheit und sozialen Fortschritt engagiert hat. Bei einer Aktion gegen einen amerikanischen Waffentransport wurden ihm beide Beine abgefahren.

Vor dem Haus spendet ein Baum mit wuchtiger Krone Schatten. Unter ihm überprüfen die Soldaten noch einmal die Funktionstüchtigkeit ihrer Waffen und Ausrüstungen. Gelassen hocken sie auf einer Mauereinfriedung, schwatzen und träumen von vermutlich ganz einfachen Dingen, einem guten Essen, einem Flirt oder von dem, was sie nach dem Wehrdienst so machen würden. Der schlanke große Alberto zum Beispiel hat noch sechs Monate vor sich. Er will erst einmal die Oberschule abschließen und dann vielleicht studieren. Nach Las Segovias, einem sehr „heißen und eisenhaltigen" Gebiet, wie er meint, wo er zu Hause ist, wird er trotz alledem zunächst zurückkehren. Aber jetzt ist er ständig eingesetzt, Leute zu beschützen, die ins Kriegsgebiet fahren. Ob er keine Angst hätte. „Wir sind stärker als die wilden Hunde. Würden sie wieder an die Macht kommen, wären wir verloren." Mir will ein in der bildhaften und beziehungsreichen Sprache des Volkes ausgedrückter Satz des Schriftstellers und Vizepräsidenten Nikaraguas, Sergio Ramirez von 1977 nicht aus dem Kopf: „Nikaragua ist ein schlafender Jaguar, dessen Atem in der Nacht zu hören ist." Der Jaguar schläft nicht mehr, wachsam verfolgt er die ihn umkläffende Meute der wilden Hunde.

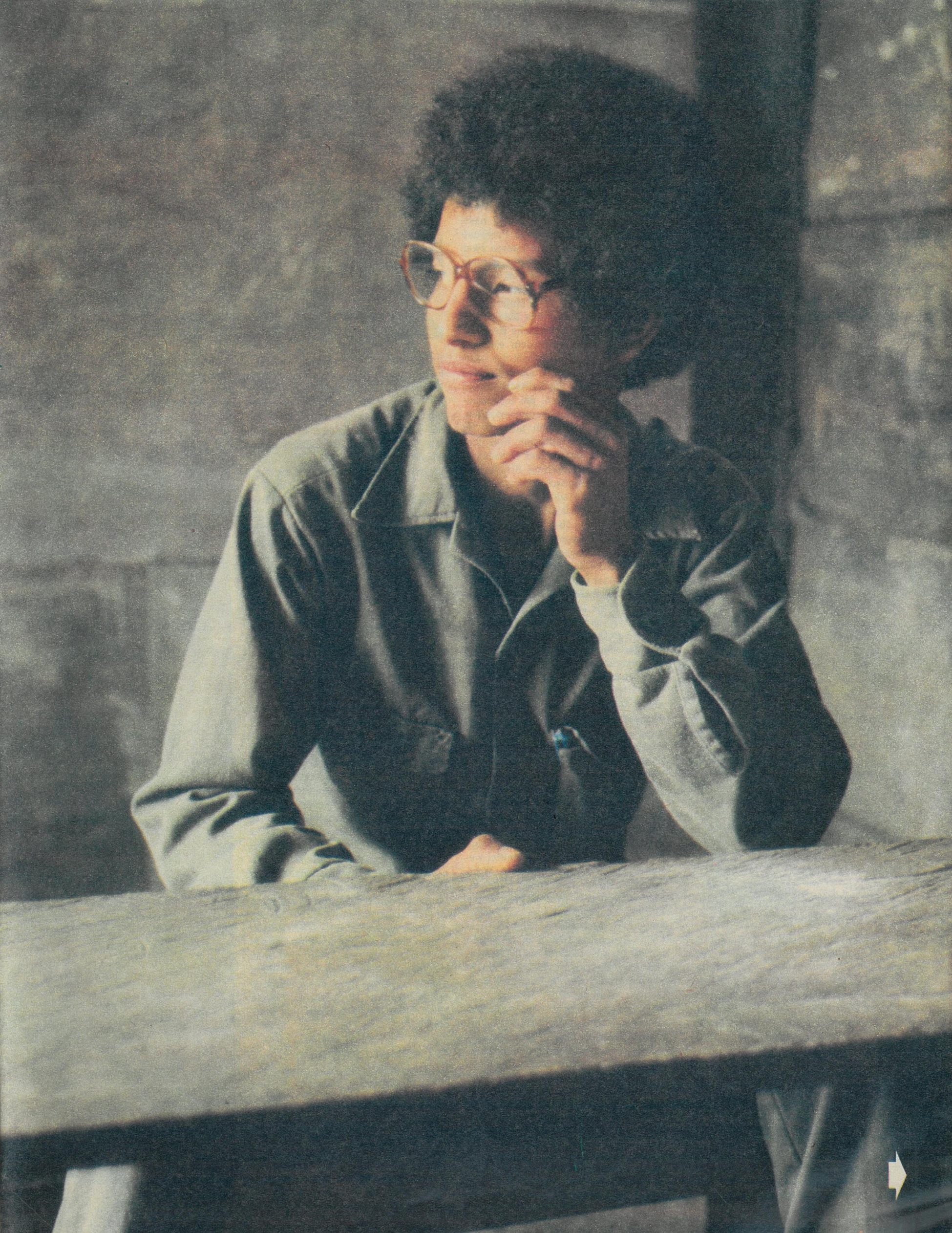
Es ist soweit. Daniel Nuñez klopft mir freundschaftlich auf die Schulter. „Sie nehmen den zweiten Jeep", sagt er, „Sie fahren an der Spitze." Wir wissen nicht, ob das eine besondere Ehre ist oder nur eine Vorsichtsmaßnahme. In gehörigem Abstand vom vorausfahrenden Militärfahrzeug verlassen wir den sicheren Hafen Juigalpa. Am Steuer seines funkelnagelneuen Toyota-Landrover, Aaron Gerero, ein Gutsbesitzer, ein Haziendero aus diesem Distrikt. Wir fahren auf der Straße, die wir gekommen sind, es geht bergauf, ich schaue zurück, der Schweif einer langen Kolonne verdeckt nur zum Teil das Panorama der Stadt, die grünen Hänge dampfen in der vormittäglichen Glut, über ganz Chontales ist wolkenloser Himmel.

2. Die Zitadelle, oder: An den Früchten sollt ihr sie erkennen!

Abzweig nach Cuapa – auf dem steinigen, von zähem Gestrüpp umwucherten Feldweg holpern wir hinauf und hinunter, und nur manchmal gibt eine lichte Stelle im verfilzten Buschwerk den Blick frei auf die Savanne. In den Senken durchquert der Konvoi flache Gebirgsbäche, die im 25 Grad warmen regenreichen Winter zu reißenden unpassierbaren Strömen anwachsen. Aaron Gerero hat zu tun, den Anschluß an das Fahrzeug der Armee zu halten, und nicht selten verlieren wir die Muchachos, die Soldaten, aus den Augen. An der nächsten Biegung aber springen sie vom Wagen, schwärmen aus und sichern nach allen Regeln der Kriegskunst. Die Kolonne schließt auf. Nuñez, der den dritten Wagen steuert, zeigt sein Indianerlächeln unter dem Sombrero, und hinter ihm sichte ich die rote Baseballmütze Brians und seine verdammt hübsche blonde Dolmetscherin Mary. Der letzte Rover hat die Kolonne erreicht, die Nachhut gibt ein Zeichen, die Vorhut setzt sich in Marsch. Der Krieg, grausam und unberechenbar, erfordert ihre ganze Aufmerksamkeit. Endlich, nach anderthalb Stunden taucht plötzlich hinter Agaven und Palmen Cuapa auf, und wir wundern uns, daß es ohne Halt weitergeht. „Wir fahren erst zum Hirtencamp", erklärt Gerero, „da ist eine Versammlung mit Kleinbauern angesagt."

Die Sonne steht im Mittag. Zehntausende von Hufspuren zeichnen den Saumpfad, der zu einem staubverhüllten Gipfel führt. Das Gipfelplateau umringen wie eine Wagenburg einfache Bretterschuppen, unter einem offenen Dach schmurgelt über einem Holzkohlenrost Fleisch von mindestens einem halben Rind. Von hier oben blickt man weit in die Hochebene der Serranias Amerrique, die Quellen eines ganzen Flußsystems sind nahe, das als Rio Mayales in den Nikaraguasee abfließt. Unter dem Schutz einer kleinen Militäreinheit und einer Radarstation auf dem benachbarten Berg arbeiten und leben Bauern und Viehzüchter ihr hartes entbehrungsreiches Leben. Trotz Armee und eigener Bewaffnung sind sie ständig der Gefahr eines Angriffs der Contrabanden ausgesetzt. Woher kommen diese? Niemand weiß es genau. Vielleicht aus Rio San Juan, der Nachbarprovinz an der kostarikanischen Grenze. Vielleicht auch aus Chontales selbst. Es gibt welche, die arbeiten tagsüber auf dem Feld und beteiligen sich nachts an einem Überfall. „Das ist schwer zu erklären", sagt Aaron Gerero, „mögliche Gründe sind Unzufriedenheit mit dem niedrigen Lebensstandard, mangelnde politische Einsicht, und natürlich Versprechungen und Pressionen der Contras." „Aber es sind nur wenige, die sich für sowas herge-

Aversio Sentano Gonzalez aus der Provinz Las Segovias, 20 Jahre alt, ist Produktionssekretär dieser Kooperative in den Bergen, die er hier mitbegründet hat.



Die Chance der Campesinos

ben", ergänzt ein Bauer aus Cuapa, „die meisten wissen hier sehr gut, was sie durch die Revolution gewonnen haben. Stellen Sie sich vor, das erste Mal in unserem Leben gehen wir über unseren eigenen Acker. Wissen Sie, was das für ein Gefühl ist?"

Eine der ersten Maßnahmen nach dem Sieg der sandinistischen Revolution vom 19. Juli 1979 war es, den gewaltigen vom Somozaclan und seinen Mitschuldigen zusammengeraubten Besitz von 1 600 000 Manzanas (1 Manzana = 0,7 ha) landwirtschaftlich nutzbaren Bodens entschädigungslos zu verstaatlichen. Aus diesem Fonds wurden die ersten staatlichen Landwirtschaftsbetriebe gegründet und Boden an landlose und landarme Bauern verteilt. Da die Sandinisten prinzipiell das Privateigentum an Grund und Boden nicht antasten, nur einschränken, konnte zunächst nicht allen Bauern geholfen werden. Indes ließen viele Latifundistas (Großgrundbesitzer) bedeutende Teile ihres Bodens brachliegen oder bewirtschafteten ihn uneffektiv. In Chontales verkauften einige der großen Viehzüchter solches Land an die Regierung, die es den Bauern übergab. Mit einem späteren Gesetz über die Umverteilung von nicht oder nur ungenügend genutztem Latifundienland beantwortete die Regierung 1986 die nachdrücklichen Forderungen der Bauern nach eigenem Boden, ohne jedoch vom Prinzip der Gemischten Wirtschaft und des Privateigentums an Grund und Boden abzuweichen. Bis Ende 1986 erhielten auf diese Weise über 100 000 Bauern- und Landarbeiterfamilien mehr als 3 Millionen Manzanas Acker- und Weideland. Nach so vielen in ganz Lateinamerika unternommenen halbherzigen Versuchen der liberalen Bourgeoisie, das wichtigste Problem, die Agrarreform zu lösen, haben die Sandinisten in Nikaragua ernst gemacht mit sozialer Gerechtigkeit. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen...

3. Die Bergpredigt, oder: Nicht jeder Sporenträger hat ein Pferd!

In der Bauernversammlung auf dem Berg, in einem Schuppen, durch dessen Bretterwände die Sonne einfällt, sagt der Bauer Antonio Alvarado: „In unserer Kooperative sind wir 23 Mitglieder. Für über 1000 Rinder sind wir verantwortlich. Wir verfügen über 2000 Manzanas Weide und Ackerland. 120 Tiere wurden uns von den Banditen geraubt. Wir haben neben der Arbeit unser Land verteidigt. Zweimal haben sie uns angegriffen, mein eigener Bruder wurde getötet. Dreizehn Campesinos sind gefallen. Wir werden weiterkämpfen. Den Boden, den wir bekommen haben, werden wir nicht mehr hergeben." Und der neunzehnjährige Jungsandinist Isaak Bonilla Martinez erklärt: „Das ist die Chance aller Campesinos, aus dem jahrhundertelangen Dreck herauszukommen. Und ich schwöre, wir werden sie nicht untätig verstreichen lassen." Diese Haltung praktizieren sie hier, ohne die ernsten Schwierigkeiten und Probleme ihres Bauernalltags auch nur im geringsten auf die leichte Schulter zu nehmen. Das jahrhundertelange Elend, von dem Isaak Bonilla spricht, wie kann man es auch mit einem Schlage verändern? Braucht es nicht wenigstens Jahrzehnte? Die Probleme fangen damit an, daß die Bauern zwar jetzt Land besitzen, aber nur geringe Hilfsmittel, ganz zu schweigen von einsetzbarer Technik. Die Regierung hilft, wo sie kann, mit Krediten, Material und Landmaschinen, aber ihre Möglichkeiten sind durch die chronische Krise begrenzt. Sie steht unter dem eisernen Zwang, zuerst die Effektivität der staatlichen und privaten Großbetriebe mit exportintensiver landwirtschaftlicher Produktion zu fördern, um lebensnotwendige Devisen heranzuschaffen. Noch immer sieht man allerorts im Land den Bauern mit dem Holzpflug seine Furchen ziehen. Der Ochsenkarren mit seinen hölzernen Scheibenrädern ist zwar exotisch, als wirksames Transportmittel jedoch wenig wirtschaftlich. Die Rückständigkeit kann auf Dauer nur überwunden werden durch den Zusammenschluß der wirtschaftlich Schwachen und der ausgleichenden Hilfe der wohlhabenden, produktiven oder gar reichen Landbesitzer. Dieses Ziel verfolgt die UNAG, in der sich mehr als 124 000 kleine und mittlere Privateigentümer und auch einige wenige große Agrarproduzenten zusammengeschlossen haben (während die in den staatlichen und privaten Agrargroßbetrieben Beschäftigten in der Landarbeitergewerkschaft organisiert sind). An der Hilfe der Starken für die Schwachen scheint es jedoch noch zu hapern. Viele der produktiv arbeitenden wohlhabenden Bauern sind nicht ohne weiteres bereit, den Schwachen unter die Arme zu greifen, solange, wie sie meinen, diese das den Landarbeitern von der Revolution verbriefte Recht auf den Sechsstundentag wahrnehmen. Wobei sie wohl wissentlich übersehen, daß die Kleineren in erster Linie in Folge mangelnder technischer Hilfsmittel weniger produktiv arbeiten können. Wozu sollen wir sie durchschleppen, fragen einige Caballeros. Wir beliefern die Märkte und tragen zur besseren Versorgung bei. Andererseits klagen viele kleine Bauern die UNAG an, sie würde nur die Starken fördern und die Schwachen im Stich lassen. „Für wen seid ihr? Für die Armen oder die Reichen?" fragt Antonio Alvarado.

Nicht jeder, der Sporen trägt, besitzt auch ein Pferd! „Falsch gefragt", antwortet Daniel Nuñez. „Nicht um arm oder reich geht es, sondern um produktiv oder unproduktiv. Man kann nicht nur für den eigenen Bedarf arbeiten, wir müssen den Markt beliefern, für die Gesellschaft produzieren. Je produktiver wir gemeinsam sind, um so weniger Armut wird es in unserem Land geben. Gerade um dieses traurige Erbe der Vergangenheit, die Armut zu überwinden, haben wir die Revolution gemacht.

In Lateinamerika gab es in diesem Jahrhundert nur zwei echte Revolutionen, in Kuba und in Nikaragua. Das dürfen wir nie vergessen, dafür müssen wir arbeiten, das müssen wir verteidigen und ausbauen – nur so können wir gemeinsam überleben und eines Tages besser leben..."

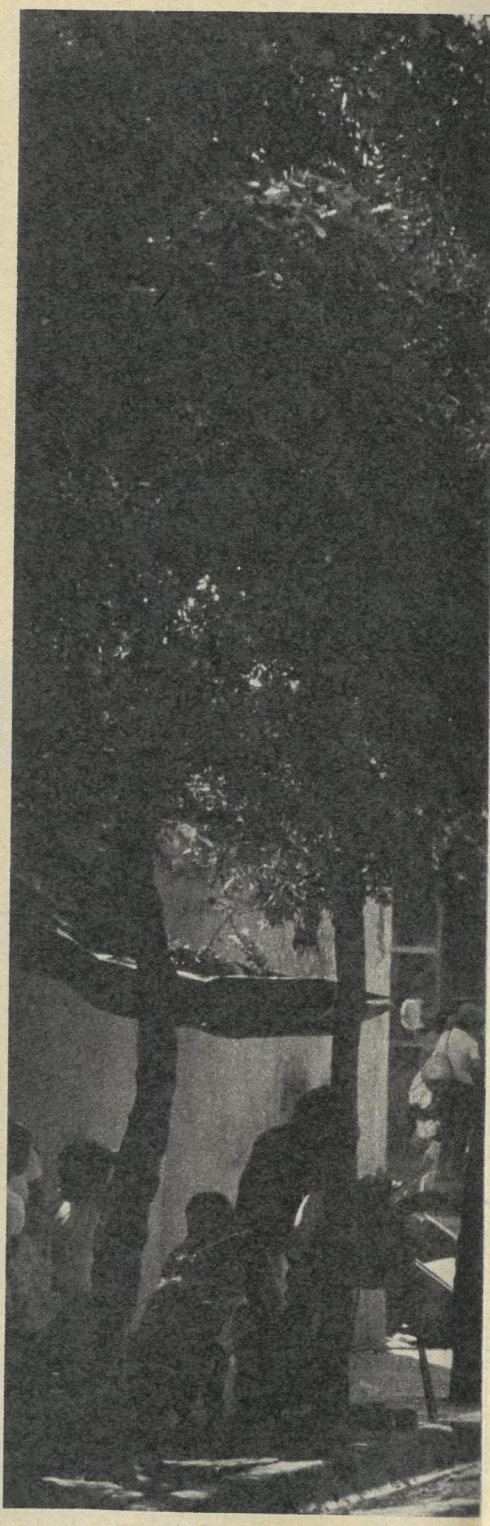
„Eine richtige Bergpredigt", flüstert mir ein Spaßvogel zu, und laut und vernehmlich und nicht ohne Humor erklärt einer der Bauern, daß solche Worte sich gut anhören, aber Taten besser seien. Da kommen zum Beispiel welche aus der Stadt, vom Verband, Fachleute, und würden viel Richtiges sagen. Aber wirksam helfen könnten und würden sie nur, wenn sie hier an der Basis die Effektivität durch eigene Arbeit, durch Technik, durch eigene Ideen steigerten. Daniel Nuñez antwortet: Er habe selbst zu den wohlhabenden Grundbesitzern gehört. Allerdings sei der Besitz seiner Familie nicht durch Spekulation, sondern durch eigene produktive Arbeit entstanden. In Cuapa sei er geboren worden, hier habe er gearbeitet, hier seien seine Wurzeln. Und deshalb seien die Nuñez auch die ersten gewesen nach der Revolution, die einen Teil ihres Bodens in die Kooperative eingebracht hätten. Die gutsituierten Bauern im Heimatdorf von Nuñez scheinen ebenso skeptisch zu sein wie die armen Compañeros, in ihren Augen tut die UNAG für sie wiederum zu wenig. Gut schauen sie aus, die Caballeros in ihren weißen Hemden, den hochhackigen Viehzüchterstiefeletten und den Sombreros, die wie festgewachsen auf ihren Köpfen sitzen.

Alvarado überreicht dem UNAG-Präsidenten ein Papier mit den Forderungen der kleinen Bauern. Dann geht man auseinander. Man hat sich die Meinung gesagt. Auch das Recht der freien Meinungsäußerung ist verbrieft. Wann hätte es das jemals in Nikaragua gegeben?

4. Das Walddorf, oder: Wie bewältigen wir unsere Probleme?

Anderntags fahren wir auf der Carretera Panamericana in die leidgeprüfte Region VI, nach Matagalpa. Bevor wir das fruchtbare Tal von Sebaco, ehemals ausgedehntes Sumpfgebiet, erreichen, zweigt eine Straße nach Norden ab. Nur

Daniel Nuñez, Präsident der UNAG, des Bauern- und Viehzüchterverbandes, steht im Hirtencamp bei Cuapa den Bauern Rede und Antwort, neben ihm sitzend der nordamerikanische Friedenskämpfer Brian Wilson.



knappe anderthalb Stunden bis zur honduranischen Grenze. Da ist die Region I – Frontgebiet. In diesen beiden Regionen ist die Situation der Campesinos besonders tragisch. Auf den Kaffeeplantagen des nördlichen Anbaugebietes, den Feldern, in den Dörfern von Las Segovias, Madriz und Esteli fielen den Contras 1988 mehr als 80 Bauern und Landarbeiter zum Opfer, 192 Kinder verloren ihre Eltern. In den Provinzen Matagalpa und Jinotega waren es sogar 300 Kriegstote und 900 Waisen.

Unter uns, in einer weiten Ebene liegt Matagalpa, Stadt der Helden-Kinder, Zentrum revolutionärer Traditionen. In der Avenida Principal wurde Carlos Fonseca geboren. Hier begründete er zusammen mit Silvio Mayorga und dem jungen Rechtsanwalt Tomás Borge die Sandinistische Befreiungsfront. Hier wurden der Nationalgarde erbitterte Schlachten geliefert. Auf halbem Wege nach Jinotega, an einer Straßengabelung, steht ein zerschossener Somozapanzer. Er erinnert an ein denkwürdiges siegreiches Gefecht einer FSLN-Abteilung aus Jinotega mit den in Matagalpa stationierten Regierungstruppen. Vor mehr als fünfzig Jahren war Jinotega schon einmal Stütz- und Ausgangspunkt einer Rebellenarmee, der des Volksgenerals Sandino. Die Straße schraubt sich hinauf in die blaugrün schimmernden Berge der Cordillera Dariense, ein atemberaubender Ausblick eröffnet sich uns. Unvermittelt an der Straße entdecken wir ein Dorf. Ein Compañero mit umgehängter MP weist uns den Weg zur Kooperative „Ignacio Ramon Olivas". Der gerade erst zwanzigjährige Produktionssekretär in der olivgrünen Uniform der sandinistischen Armee, Aversio Sentano Gonzalez, empfängt uns in einem Holzverschlag, dessen grobgezimmerte Tische und Bänke an Schule, Versammlungs- und Essenraum denken lassen. In dieser abgelegenen dschungelhaften Landschaft haben sich Flüchtlinge aus Huiuli an der honduranischen Grenze niedergelassen und eine kooperative Dorfgemeinschaft gegründet. Der Staat stellte ihnen Fertigteilhäuser auf und gab ihnen Kredite. Die Mehrzahl der Kooperativbauern besaß in Huiuli eigene Kaffee-Fincas, die für den Export arbeiteten, sie bauten die Frijoles, braune und schwarze Bohnen, an und Mais für ihre Tortillas. Sie mußten ihre Fincas (Bauernhöfe) verlassen, das Leben dort wurde unerträglich. Kleine Gruppen von Contras fielen aus ihren Basislagern entlang der honduranischen Grenze in Las Segovias ein, verwüsteten die Plantagen, verbrannten den Kaffee und terrorisierten die Bauern. Hier leben sie nun im Zustand eines militärisch geschützten Friedens, der die kargen Früchte ihres Fleißes in Ruhe reifen läßt. Siebzehn Familien erhielten 60 Manzanas jungfräulichen Bodens, den sie buchstäblich mit bloßen Händen dem Urwald entreißen mußten. Wir stapfen, Aversio folgend, durch ein Stück Dschungel. Der Boden unter uns gibt nach und federt bei jedem Schritt, ein Teppich aus Riesenbananenblättern und dicken Palmstielen, die ihre letzten Säfte an die grünviolette Haut abgeben. Auch unsere Haut ist feucht, auf dem Hemdrücken Aversios bilden sich dunkle Flecken. Das erste Mal sehe ich bizarre Baumorchideen in „freier Wildbahn". Plötzlich stehen wir auf einem hangwärts sich hochziehenden Kohlfeld... Kein Zweifel, hier wächst gewöhnliches Weißkraut, die Büschel der Kartoffelschläge, die Zuckerrüben- und Rote-Bete-Felder stimmen mich heimatlich. Drei Runden, so nennt Aversio die Ernte, schenkt ihnen pro Jahr die Natur. Die Augusternte ist noch nicht auf dem Markt, da wird schon wieder gepflanzt. Dennoch ist der Boden nicht sehr geeignet für den Gemüseanbau, es ist Gebirgsboden. „Da müssen Sie die Tomaten und Bohnen und den Reis in den trockengelegten Sümpfen von Chagüitillo im Tal von Sebaco sehen", sagt er. Man arbeite zwar mit einem kleinen Gewinn, aber manchmal könne man nicht einmal die Kredite zurückzahlen.

Das Bauerndorf Cuapa in den Bergen der Provinz Chontales ist lebensvoller Mittelpunkt einer produktiven Kooperative.

Die Kinder der Campesinos sind häufig im Hirtencamp von Cuapa. (rechts) anzutreffen. Hier kommen die Bauern und die Viehzüchter zu ihren Produktionsberatungen und politischen Versammlungen zusammen. Auf einer dieser Zusammenkünfte trägt der Bauer Antonio Alvarado die Forderungen seiner Compañeros vor (unten). Ein dem Urwald abgerungener Acker der Kooperative „Ignacio Ramon Olivas“ (rechts außen).

Die Chance der Campesinos

Es reiche gerade, um sich über Wasser zu halten. „Habt ihr Hoffnung, bald auf eure Fincas zurückzukehren?“ frage ich. „Kaum“, erwidert Aversio, „aber wir wissen ja, woher unsere Probleme kommen und richten uns ein. Mit Technik wäre das hier ein Kinderspiel, aber mit den paar Leuten? Normalerweise sind wir 32 Arbeiter, zehn davon Frauen, vier Muchachos sind mobilisiert. Schwierig, nicht wahr?“

Aber Aversio, der verheiratet ist und eine Tochter hat, gibt nicht auf. Nein, zurückkehren will er auch gar nicht mehr. Sie bauen sich etwas auf, sie sind jung und voller Energie und Tatendrang. Irgendwann müssen **sie** aufgeben, die Gringos, die Yankees. Und dann... und dann... Und dann?

Lesen Sie demnächst einen weiteren Beitrag des Reisetagebuches.

● Zitiert

Das Weltgewissen kann es nicht hinnehmen, daß ein Teil der Erde zum Versuchsgelände bestimmt wird; es kann auch nicht dulden, daß Lebewesen als Versuchsmaterial für keimtötende Experimente mißbraucht werden.

Wole Soyinka, Nobelpreisträger für Literatur, Nigeria

● Kurz berichtet

Chinesische Wissenschaftler untersuchen zur Zeit in zwölf Kreisen des Landes Möglichkeiten der Nutzung neuer Energiequellen. Dazu gehören besonders die Installation von Kleinwasserkraftwerken, der Einsatz von Biogas, Solarenergie und der Aufschluß kleiner Kohlegruben, um die durch die rasche Entwicklung der ländlichen Gebiete entstandene Energielücke zu schließen.

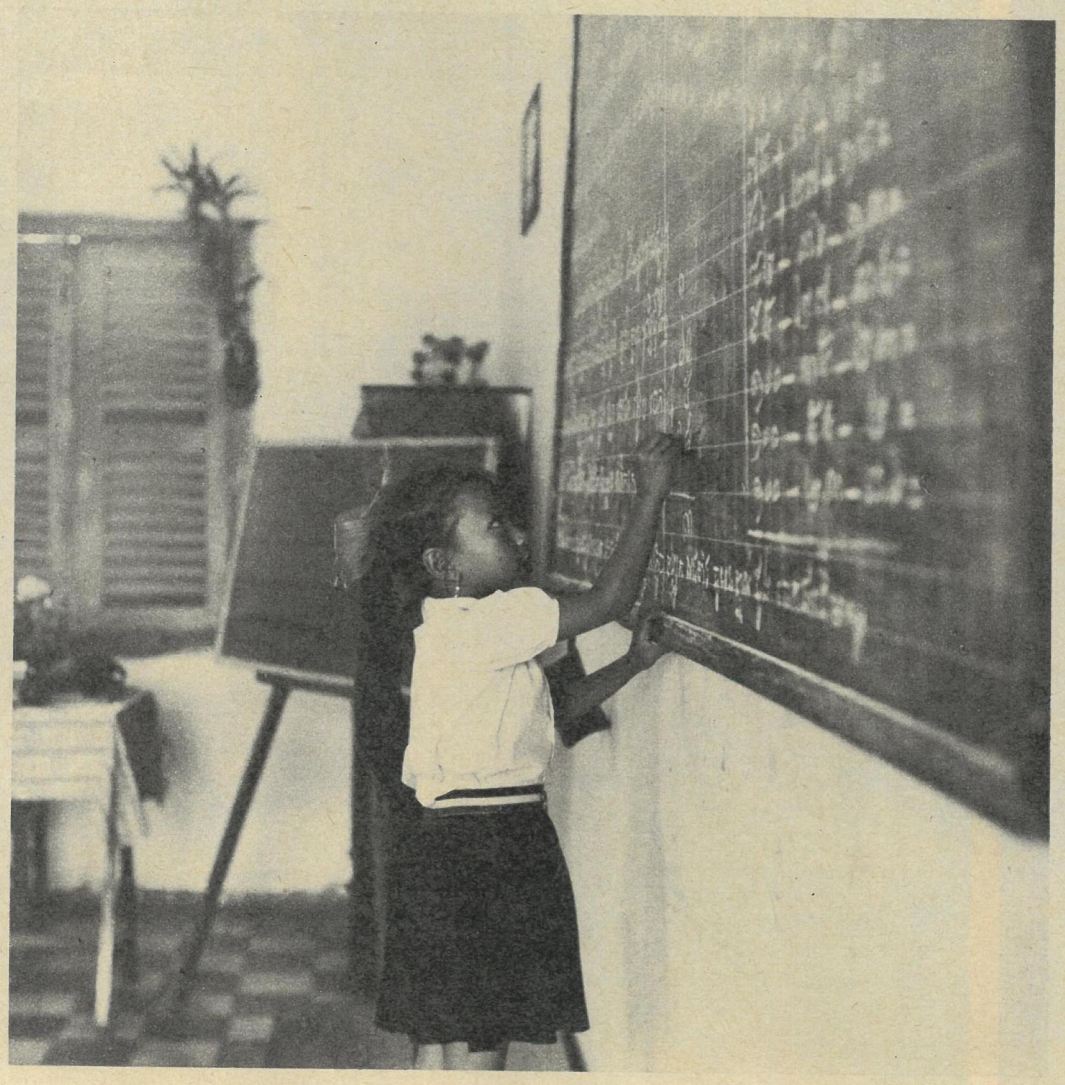
Durch das starke Absinken des Wasserpegels im Prespansko-See wurde auf einer Fläche von über 4000 Quadratmetern eine Festungsanlage sichtbar, die einer ersten Expertise zufolge aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammt. Den jugoslawischen Archäologen bietet sich ein majestätisches, gut erhaltenes Bauwerk, das möglicherweise zur einstigen Hauptstadt des bulgarisch-slawischen Reiches unter Zar Samuil (976–1014) gehörte.

Besonders empfindliche Obstsorten wie Himbeeren können jetzt nach einem in Ungarn patentierten Verfahren unmittelbar nach dem Pflücken auf der Plantage gefrostet werden. Ein mit flüssigem Stickstoff arbeitendes fahrbares Tiefkühlsystem hilft vor allem Transportverluste zu vermeiden, die bisher die größten Einbußen verursachten.

Eine Initiativgruppe für die Einrichtung eines Wladimir-Wyssozki-Museums ist beim sowjetischen Kulturfonds in Moskau gebildet worden. Mit dem Bau dieses Kulturzentrums für den unvergessenen Schauspieler und Liedermacher soll noch in diesem Jahr begonnen werden.

Fünf Minuten Lachen ersetzen 40 Minuten aktive Erholung. Das bestätigten jugoslawische Experten. Gesundes Lachen preßt das Zwerchfell zusammen, erweitert die Arterien, wirkt auf die Gesichtshaut wie eine gute Massage, macht sie elastisch und vermindert die Faltenbildung. Außerdem werden die oberen Luftwege besser gesäubert als durch Husten.

Pflug und Fibel

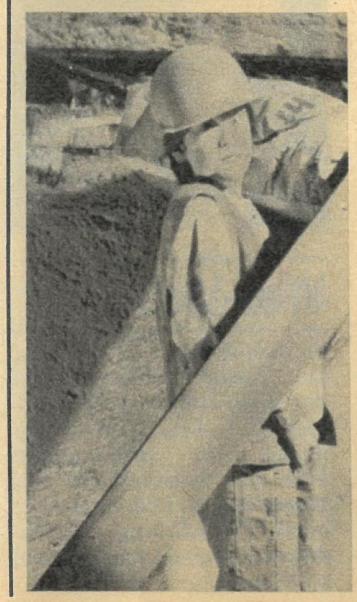


Ein Bild, wie es schon seit Jahrhunderten auf Kampucheas Feldern zu sehen ist: Sorgsam ebnet der Bauer das schlammige Geviert zwischen erhöhten Rainen, bevor es mit Reis bestellt wird. Von alters her schrieb die Natur den Rhythmus der Arbeit vor, denn nur in der Regenzeit konnten die Pflanzen gedeihen. Doch in diesen Wochen zeigt sich keine Wolke am Himmel. Alles Mühen auf diesem Feld in der Provinz Takeo wäre vergebens, würde der Boden nicht künstlich bewässert. Dank Wasser, Dünger und neuen schnellreifenden Reissorten kann bereits im europäischen Frühjahr die erste Ernte eingebracht werden. „Vom Vorteil des Anbaus neuer Sorten müssen wir unsere Bauern aber erst überzeugen", sagte mir im Landwirtschaftsministerium Abteilungsleiter Chea Kong. „Deshalb schicken wir Fachleute in die Dörfer, die gemeinsam mit deren Bewohnern Versuchsfelder anlegen und den Nutzen des Neuen beweisen." Die Volksrepublik Kampuchea hat den bohrenden Hunger ihrer Gründungszeit besiegt. Ihr erklärtes Ziel heißt, die Armut zu beseitigen und das Leben des Volkes zu verbessern. Das verlangt wissende, lernende Menschen. So geht denn heute jeder vierte Kampucheaner in eine Schule (Foto: In der Chatommuk-Schule in Phnom Penh). Mehr als eine Million ehemaliger Analphabeten haben im vergangenen Jahrzehnt lesen und schreiben gelernt. Seit einem knappen Jahr hat das Land wieder eine Universität, die sich vor allem der Lehrerausbildung widmet. Und das Beispiel aus Takeo beweist es – auch die Bauern lernen manches Neue. Das wäre vielleicht nicht außergewöhnlich, hätte das Volk der Khmer nicht jene drei Jahre, acht Monate und zwanzig Tage durchlitten, als drei Millionen Menschen von den barbarischen Gefolgsleuten Pol Pots ermordet wurden. Heute werden einst verwüstete Felder wieder bestellt und Pagoden wieder aufgebaut. Seit 10 Jahren jedoch lebt Kampuchea in einem „halben" Frieden. Die nach wie vor durch das Land marodierenden Banden Pol Pots vermögen die Volksmacht nicht zu stürzen, aber sie stören den Aufbau und verbreiten Furcht und Schrekken. Doch Kampuchea braucht den Frieden ganz. Die Regierung der Volksrepublik reicht allen die Hand zur Versöhnung.

Detlef-Diethard Pries (Text und Fotos)

Dauerskandal Kinderarbeit

Aufgekommen ist die Schande schon zu Beginn der 80er Jahre. Man las bzw. hörte es und war geneigt, seinen Augen und Ohren zu mißtrauen. In der Bundesrepublik, einem der reichsten Länder der Welt, das überdies als „hochzivilisiert" gilt, sollte es Kinderarbeit geben und dies nicht als gelegentliche Gesetzesübertretung, sondern als Dauererscheinung? Schier unglaublich – aber nichtsdestoweniger wahr! Der Kinderschutzbund der BRD sprach kürzlich von über 400 000 Kindern im schulpflichtigen Alter, das ist etwa die Einwohnerzahl einer mittleren Großstadt, die regelmäßig „jobben", wie es dort heißt: nachmittags, abends, zum Wochenende. Manche täglich zwei Stunden, vier Stunden oder auch mehr. Etwa wie jener 16jährige (Foto rechts), der bei einer Speditionsfirma im rheinischen Euskirchen von 14–22 Uhr Kisten schleppt, und dies keineswegs nur einmal pro Woche. Hauptfelder der Nutzung kindlicher Arbeitskraft sind die Landwirtschaft, das Hotel- und Gaststättengewerbe, Baustellen, Handel- und Transportbetriebe, Schausteller, Tankstellen und Wäschereien. Und als „Arbeitgeber" – fungieren nicht nur Kleinstunternehmen auf Hinterhöfen, sondern auch zahlreiche große Handwerks- und mittlere Industriebetriebe. Kinder sind billige Arbeitskräfte. Für sie werden keine Kranken- und Versicherungsbeiträge gezahlt. Gewiß geht es manchen Kindern um die Aufbesserung des Taschengeldes. Aber es wächst die Zahl derer, die arbeiten wollen oder gar von ihren Eltern dazu angehalten werden, weil der Vater seit Jahren arbeitslos ist



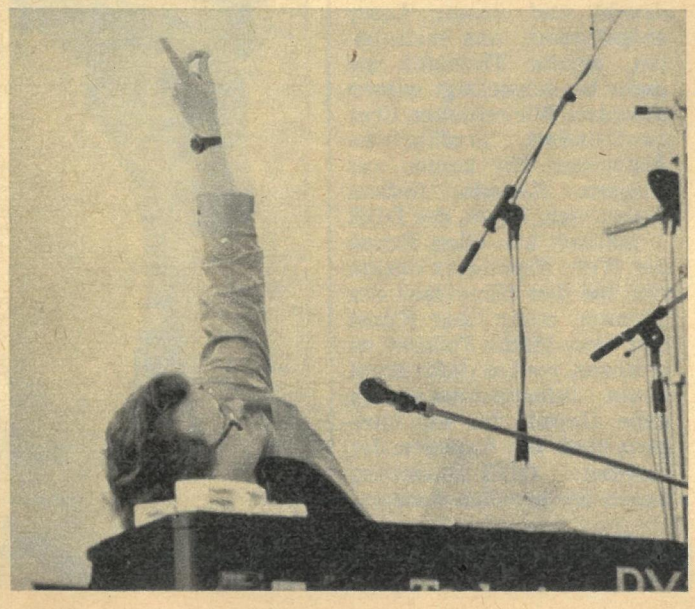
und die Sozialhilfe auch für das Notwendigste nicht mehr ausreicht. Auch in der BRD ist Kinderarbeit verboten. Was aber nützt ein Verbot, dessen Einhaltung nicht streng kontrolliert wird? Und falls es einmal geschieht, werden die fälligen Geldbußen leicht bezahlt, denn die erwirtschaften die Billiglöhne im Kindesalter gleich mit. Und auf die Idee, solche kriminellen Gesetzesbrecher zu zwingen, arbeitslose Erwachsene einzustellen, ist in Bonn offenbar noch niemand gekommen. Das wäre wohl auch eine Einschränkung der „Freiheit des Unternehmers".

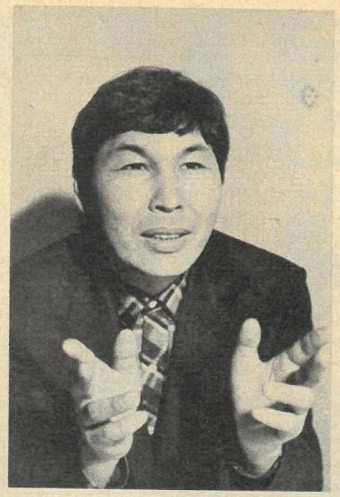
Horst Schötzki

„Heiße Phase" vor dem Start

Lampenfieber in der Berliner Oderberger Straße: Nur noch wenige Tage bis zum 19. Festival des politischen Liedes. Sind die Auftrittsorte klar? Klappt es mit dem Instrumentenservice? Kann ja sein, es reißt mal eine Gitarrensaite! Das Programmplakat ist eben fertig geworden! Aufatmen. Und tief durchatmen – eine Hiobsbotschaft: „Nuova Compagnia di Canto Popolare" aus Italien wird nicht anreisen. Ersatz muß her! Und woher? Gert Gampe, Leiter des Organisationsbüros (rechts auf dem Foto), ist kein heuriger Hase, verliert nicht so schnell den Kopf – aber eigentlich, „eigentlich ist schon alles viel zu spät." Die berühmte, bekannte „heiße Phase" vor dem Start. Ohne Frage, dieses Festival hat im internationalen Lied eine Tradition begründet. Doch Tradition bewahren heißt ja nicht, auf aktuelle inhaltliche und künstlerische Einflüsse zu verzichten. Und so wird das „Neunzehnte" neben Bewährtem viel Neues an Vorstellungsformen, Programmen, musikalischen Richtungen bieten. Schon bei der Eröffnungsveranstaltung zeigt es seine internationale Repräsentanz: Gruppen und Solisten von vier Kontinenten! Premiere hat „Ohne Bewegung bewegt sich nichts – Tanz nach worldmusic". Sicher ein reizvolles Experiment. Gäste aus sehr unterschiedlichen Kulturkreisen wollen ihre Musik, ihre Tänze vorstellen. Interessant für unsere jungen Leute, zu erleben, wie man anderswo tanzt, singt und musiziert. Vielleicht gibt's was abzuschauen? Das Motto des Festivals „Miteinander – Songs und Dialoge" sagt: Man will auch miteinander reden. Kein Thema ist tabu. Ein Liebesliederabend mit dem englischen Gitarristen und Sänger Billy Bragg wird einstimmen auf ein Gespräch über Partnerschaft und Liebe, auch Wissenschaftler sind eingeladen. Das Festival findet im 40. Jahr unserer Republik statt. Es ist d a s kulturpolitische Ereignis vor dem Pfingsttreffen der FDJ. Welche Rolle spielt unser eigenes Liedschaffen, fragen wir Gerd Gampe. „Seit jeher wird das Festival von unseren Liedermachern und Singegruppen getragen, in ihren Liedern spiegelt sich wider, was bei uns und in der Welt geschieht..." Eine Zeile aus einem Jugendlied von 1948 von Brecht/Dessau „Um uns selber müssen wir uns selber kümmern" steht einer Veranstaltung zu vierzig Jahren fortschrittlichen Liedschaffens der DDR voran. Mit DDR-Thematik beschäftigen sich viele kleinere Programme von bekannten Sängern, Musikern, aber auch Gruppen, die sich nicht unbedingt dem klassischen politischen Song verpflichtet fühlen, aber unbedingt zum Spektrum des Festivals gehören. 49 Gruppen und Solisten aus 28 Ländern – schwer, nach Favoriten zu fragen. Sind es der Rockpoet Heinz Rudolf Kunze aus der BRD (Foto unten) und Angelo Branduardi aus Italien? Oder ist es die bei uns noch unbekannte kanadische Gruppe „Chalk Circle"? Vielleicht die britische „Oyster Band"? Die amerikanische Sängerin Michelle Shocked? Mit Spannung dürfen wir auch den sowjetischen Liedermacher Pawel Dementjew erwarten. Und die chilenische Gruppe „Sol y Lluvia", Künstler mit den Erfahrungen eines Lebens unter der Pinochet-Diktatur... Ein Anruf glättet im Organisationsbüro die Wogen: Anstelle der Italiener, die gerade absagten, kommt das französische Liedertheater „Sur un air de Révolution" nach Berlin! Kurze Pause – vor der nächsten Welle der „heißen Phase"?

Frank Breit





„Sie" sucht eine „Sie"

Auskünfte für FREIE WELT gab in Alma-Ata Murat Achmetow, verantwortlicher Sekretär der Kasachischen Abteilung der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR

Mit wieviel Ländern pflegt die Kasachische Gesellschaft für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland Kontakte?

Mit achtundneunzig Ländern.

Darunter auch speziell mit der DDR?

Ja, selbstverständlich. Die 1967 gegründete DDR-Abteilung hat in unserer Republik 35 Grundeinheiten, 20 davon unterhalten direkte Beziehungen zu Betrieben der DDR, besonders zu Großbetrieben. Wir haben 21 000 Kollektivmitglieder. Das ist bei uns in der Sowjetunion anders organisiert als bei Ihnen, wo in der DSF Einzelmitglieder sind.

Und was tut die DDR-Abteilung konkret?

Unsere gesamte Tätigkeit beruht auf dem Prinzip der freiwilligen gesellschaftlichen Arbeit der Bürger und braucht deshalb besonders aktive Mitstreiter. Gegenwärtig besteht unser Vorstand aus über fünfzig Personen, fast 20 Prozent davon sind Sowjetdeutsche. Was aber Ihre Frage nach unserer konkreten Arbeit angeht: Im Jahre 1988 haben wir – einmal abgesehen von den regelmäßigen Freundschaftsabenden, den gegenseitigen Wettbewerben der einzelnen Grundeinheiten miteinander, den Vorträgen über die DDR, den zahlreichen Sicht- und Werbematerialien – als einen besonderen Höhepunkt Tage der DDR in Kasachstan begangen; es wurden zum Beispiel zahlreiche DDR-Filme gezeigt, mit anschließender Diskussion, und Bücher von DDR-Autoren nicht nur ausgestellt, sondern auch verkauft; es hätten viel mehr sein können. Wir arbeiten sehr gut und sehr eng mit Ihrer Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zusammen. So haben im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin auch schon Tage der Kasachischen SSR stattgefunden.

Was wünschen Sie sich für Ihre zukünftige Arbeit?

Wir fänden es besonders gut, wenn einmal im Jahr eine nach Berufen ausgewählte Touristengruppe zu uns käme, die auch bereit wäre, von ihrer Arbeit – etwa als Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler, Facharbeiter – zu erzählen. Um sich auch von Mensch zu Mensch näherzukommen, schweben uns gegenseitige Besuche von Familien vor. Und: Unser größter Wunsch wäre, in der DDR eine ständige Partnerstadt für Alma-Ata zu haben.

Also können wir schreiben: Die Stadt Alma-Ata sucht eine Partnerstadt?

Ja. Vielleicht klappt dies – und das eine oder andere schon anläßlich des 40. Geburtstages Ihrer Republik, mit dessen besonders sorgfältiger Vorbereitung wir begonnen haben.

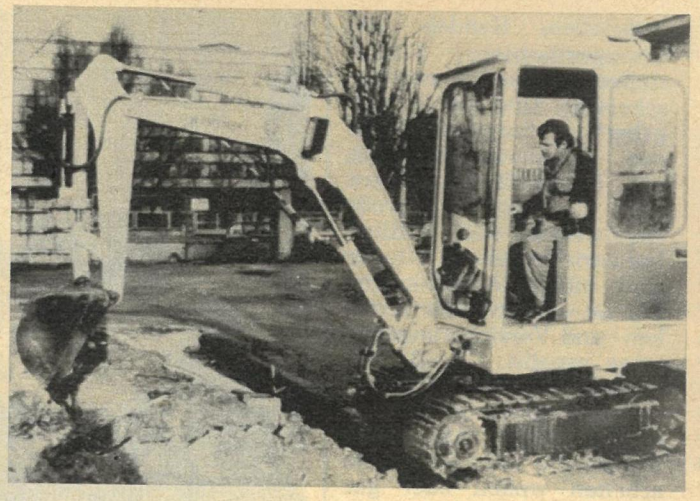
Wird das auch seinen Niederschlag in der Zeitschrift Ihrer Gesellschaft finden?

Ja. Unser Informationsblatt „Sowjetkasachstan heute" – inzwischen im 24. Jahrgang – erscheint übrigens alle zwei Monate in kasachischer, russischer, englischer, deutscher, französischer und spanischer Sprache...

Worüber berichten Sie da Ihren Freunden in aller Welt?

Wir lassen praktisch keinen Lebensbereich aus. In einer der letzten Ausgaben hatten wir einen Fragebogen abgedruckt und unsere Leser aufgefordert, uns mitzuteilen, welche Thematik sie mehr berücksichtigt wissen möchten. Wir erhielten über zweihundert ausführliche Antworten. Sie kamen aus Ungarn, Kanada, Indien, Frankreich, Polen, der DDR – faktisch aus allen Ecken der Welt. Besonders deckte sich bei den Hinweisen der Wunsch, mehr über Kunst und kasachische Folklore zu erfahren, weil es dafür sonst kaum Informationsquellen gäbe. Gerade das war übrigens auch ein Anliegen der meisten DDR-Einsender, denen wir herzlich danken.

Interview: Gisela Reller



Bagger-Baby

Der Prototyp dieses polnischen Mini-Baggers wird zur Zeit im Forschungszentrum des Straßenbaumaschinenwerkes „Warynski Bumar" getestet. Bei der Erprobung nahm der Leistungsfähige bis 0,1 m^3 auf die Schaufel.

Stern-Stunden

Astronomische Beobachtungen sind die Lieblingsbeschäftigung von Jusif Kulijew in seiner Freizeit. Die ist recht knapp bemessen, denn der 11jährige ist Schüler einer 8. Klasse in Baku. Mit seinem Fleiß hat er zwei Schuljahre übersprungen.

Wunder-Wurzel

„Ginseng" heißt die einzige Plantage in der Sowjetunion, in der diese „Lebenswurzeln" gezüchtet und für die wirtschaftliche Nutzung angebaut werden. Im vergangenen Jahr sind hier 600 Kilogramm Ginseng-Wurzeln und 114 Kilogramm Samen „geerntet" worden. Die Ussuri-Taiga, wo sich die Farm befindet, ist die einzige Region der Erde, in der noch die Ginseng-Wildform anzutreffen ist. Sie hat besondere Heilwirkungen.

Schau-Sieg

Dieses Mädchen ist 20 Jahre alt, heißt Tanja Tanowa, studiert an der Hochschule für Körperkultur und Sport in Sofia und wurde zur „Miss Bulgaria '88" gekürt. Die „Schönste der Schönen" mußte sich dafür auch einem Sondertest in Körperbeherrschung und Intelligenz stellen.

Vlies-Vieh

Selbstbewußter Herr über eine riesige Schafherde ist der Hirte Doljingiyn Namjil. Auf 23,1 Millionen Stück wuchs im vergangenen Jahr der Viehbestand der Mongolei an. Das ergab die letzte Viehzählung, die traditionell zum Jahreswechsel stattfindet.

Die eigenen vier Wände

Bis zum Jahr 2000 soll jede sowjetische Familie über eine eigene Wohnung oder ein eigenes Haus verfügen. Dazu ist vorgesehen, 35 Millionen Wohnungen zu bauen Von 1986 bis 1987 wurden etwa 15 Prozent mehr Wohnungen schlüsselfertig als durchschnittlich in jedem einzelnen der vorhergegangenen fünf Jahre. 1988 waren es 2,3 Millionen. Nach Angaben des Staatlichen Komitees für Statistik der UdSSR besitzen 85 Prozent der Familien eine eigene Wohnung. Was aber ist eine Familie? Günstigenfalls besteht sie aus Mann, Frau und Kindern. Es können aber auch noch die Eltern eines Ehepartners dazugehören. Diese „kombinierten" Familien erheben natürlich Anspruch auf zwei Wohnungen. Doch ihre Chancen sind gering. Im Komplexprogramm für Moskau ist für jede Familie – die kombinierten eingeschlossen – erst dann eine eigene Wohnung geplant, wenn jedem Moskauer mindestens neun Quadratmeter Wohnraum zugesichert werden kann. Daraus folgt, daß die wohnungsmäßige Trennung der Generationen erst nach dem Jahr 2000 beginnt. Wer ist nun berechtigt, einen Wohnungsantrag zu stellen? Bis jetzt sind es diejenigen, bei denen pro Familienmitglied weniger Wohnraum vorhanden ist, als die örtlichen Sowjets festlegten. In der Regel 4 bis 7 Quadratmeter. Nicht selten leben in einer Wohnung zwei Familien, die kein Recht auf eine eigene Wohnung haben, weil die entsprechende Quadratmeterzahl pro Person gegeben ist. Es wäre wohl an der Zeit, die Wohnverhältnisse nicht mehr an der Zahl der Quadratmeter zu messen, sondern daran, wie viele Menschen in einem Raum leben, und das sind mitunter zwei, drei. Es gibt Einwände, daß bei großzügiger Regelung die Schlange der Wohnungssuchenden weiter wächst. Wie in Leningrad, wo alle, die in einer Gemeinschaftswohnung leben – also mehrere Familien gemeinsam Küche, Bad und Korridor benutzen –, das Recht auf Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse haben. In der gesamten RSFSR würde sich die Zahl der Wohnungssuchenden nicht wesentlich erhöhen, denn hier bewohnen durchschnittlich 1,6 Personen ein Zimmer. Auch an das Wohnungsproblem muß man wieder neu herangehen.

Dr. Jewgeni Gontmacher

Als Komponist und Minister

Raimond Pauls (Foto unten) ist einer der populärsten sowjetischen Schlagerkomponisten. Seit kurzem hat er das Amt des Kulturministers der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik inne. Wir trafen uns mit ihm am Rande des Gründungskongresses der „Internationalen Front der Werktätigen der Lettischen SSR", kurz: „Interfront". Drei Monate zuvor hatte in Riga bereits die „Volksfront" ihre Arbeit aufgenommen. Und Mitte Dezember vergangenen Jahres war in der lettischen Hauptstadt ein „Völkerforum" zusammengetroffen. „Man kann unsere Probleme hier und heute nur vor ihrem historischen Hintergrund verstehen", sagt Raimond Pauls. „Mit der Industrialisierung Lettlands – bis in die vierziger Jahre waren wir ein Agrarland – kam es zu Ungleichgewichten und Disproportionen in der sozialen Sphäre." Der Anteil der Bürger lettischer Nationalität (Foto oben: Treffen ehemaliger Studenten in den traditionellen Uniformen) an der Gesamtbevölkerung der Republik ging von 62 Prozent im Jahre 1959 auf 53,7 Prozent im Jahre 1979 zurück, und der Anteil beispielsweise der Russen, Belorussen und Ukrainer nahm stark zu. Die Republik ist heute für über hundert Nationalitäten Heimat. Dies führte u. a. zu einer Vernachlässigung der lettischen Sprache. Lettisch gleichberechtigt neben Russisch als Staatssprache einzusetzen, ist deshalb eine der Forderungen der „Interfront", die sie in ihrer mit großer Stimmenmehrheit angenommenen Deklaration formuliert hat. Ein entsprechender Gesetzentwurf soll in Kürze zur breiten Diskussion gestellt werden. Raimond Pauls: „Wir wollen nach dem Leninschen Prinzip handeln, das der Bildung des Sowjetstaates zugrunde lag: Die UdSSR als eine Union souveräner, gleichberechtigter Republiken..." Chauvinismus und Nationalismus aber, so mahnen besonnene Kräfte in allen lettischen gesellschaftlichen Organisationen, seien die ungeeignetsten Mittel dafür. Aufgabe bliebe vielmehr, einer weiteren Polarisierung der oppositionellen Fronten – in der „Volksfront" gibt es kaum Russen, in der „Interfront" bilden die Letten eine verschwindende Minderheit – zu wehren und alle gesunden Kräfte der Gesellschaft im Eintreten für die Umgestaltung zu vereinen.

Lettland „gemeinsam wohnlicher und schöner zu machen", betont Kulturminister Pauls, müsse oberstes Anliegen aller gesellschaftlichen Kräfte des Landes sein. Vor allem ist es der einheitliche wirtschaftliche Organismus aller Sowjetrepubliken, der nicht zerstört werden darf: Lettland als verarbeitendes, rohstoffarmes Land ist von den planmäßig zuverlässigen Lieferungen aus dem Ural und anderen Wirtschaftsregionen des Landes existentiell abhängig. Deshalb müsse die „Interfront" dem Konservatismus, der Orientierung auf überholte Klischees in den eigenen Reihen stärker als bisher entgegentreten. Überzugehen von Konfrontation zu einheitlicher Aktion im Interesse der Beschleunigung der Umgestaltung, darum gehe es jetzt in erster Linie! Die bevorstehenden Wahlen der Volksdeputierten seien zu nutzen, Reserven in der Volkswirtschaft aufzuspüren. Lettland trage eine hohe Verantwortung bei der besseren Versorgung des Marktes der gesamten Sowjetunion mit Produkten der Leicht- und der Lebensmittelindustrie.

„Mit seinem Plenum hat das ZK der KP Lettlands allen Bürgern eine klare Orientierung für die nächsten Schritte gegeben", sagt Raimond Pauls. „Es hat aber auch darauf verwiesen, daß ohne angestrengte Arbeit, ohne Engagement und guten Willen eines jeden wenig zu bewirken ist"

Jürgen Geitner

● Gut gesagt

Die große Kunst kann weder gekauft noch verkauft werden. Für sie ist kein Preis anzusetzen, ebensowenig wie für Bach, Baum, Gras, Stein und Stern. Sie ist gleichermaßen uneigennützig wie schutzlos.

Timur Sulfikarow, Schriftsteller und Szenarist, UdSSR

● Am Rande

Die erste Universität für Blasmusik wurde in Selenograd eröffnet. Während man früher die Dirigenten für sowjetische Blasorchester oft aus dem Ausland verpflichtete, bildet man sie nunmehr im eigenen Lande aus. – Studium der Pustologie?

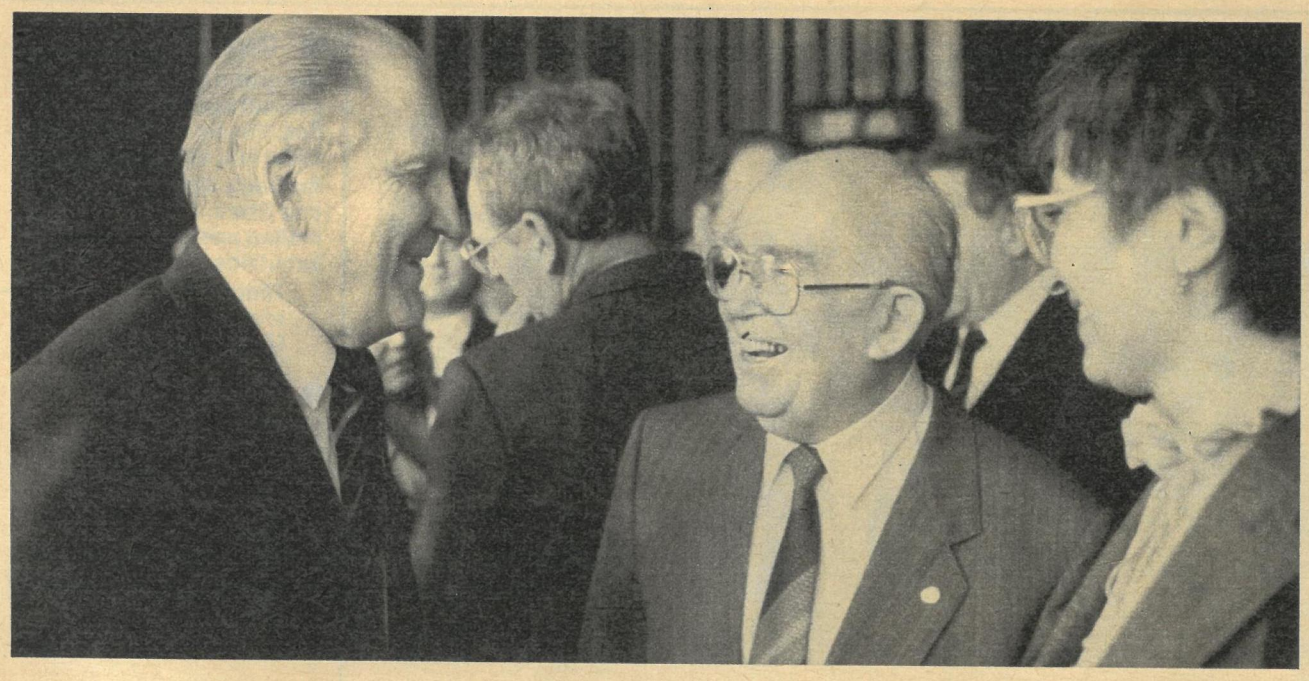
● Persönliches

44 Sprachen kennt SERGEJ CHALIPOW und kann zehn fließend sprechen. Der jetzige Dozent am Lehrstuhl für skandinavische Philologie der Universität Leningrad konnte bereits mit siebzehn Jahren Englisch, Französisch, Deutsch, Schwedisch und Finnisch.

Die Kaffeepflanze auf bulgarischem Boden heimisch zu machen, ist das Anliegen von DIMITER BONEW aus dem Dorf Sliwo Pole. Im Frühjahr bestellt er rund 100 Quadratmeter in seinem Hof mit Kaffeesamen, im Herbst erntet er von den Sträuchern durchschnittlich 100 bis 150 Kilogramm Kaffeebohnen. Allerdings sind sie kleiner und weniger aromatisch als Import-Kaffee.

Seit fast 20 Jahren lebt das Künstlerehepaar VIKTORIA KRUPINA und ALEXANDER PIROSHENKO aus der Ukraine auf Kamtschatka. Mit einem Hundeschlitten eroberten sie sich den ganzen Norden der fernöstlichen Halbinsel. Ihre Bilder und Skulpturen werden in vielen Kunstausstellungen gezeigt.

Fotos: ADN-ZB, ADN-ZB/CAF-Tele, Auslandsdienst (3), U. Joho, Th. Otto, N. Rücker, Sofia-Press, TASS (3), J. Weidemann; Vignette: D. Schüler.



B e r l i n : Im Gespräch während einer Beratungspause der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (Mitte), und der Leiter der sowjetischen Delegation August Voss, Vorsitzender des Zentralvorstandes der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, Vorsitzender des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR.

...die Fortsetzung bei den „Müntzers"

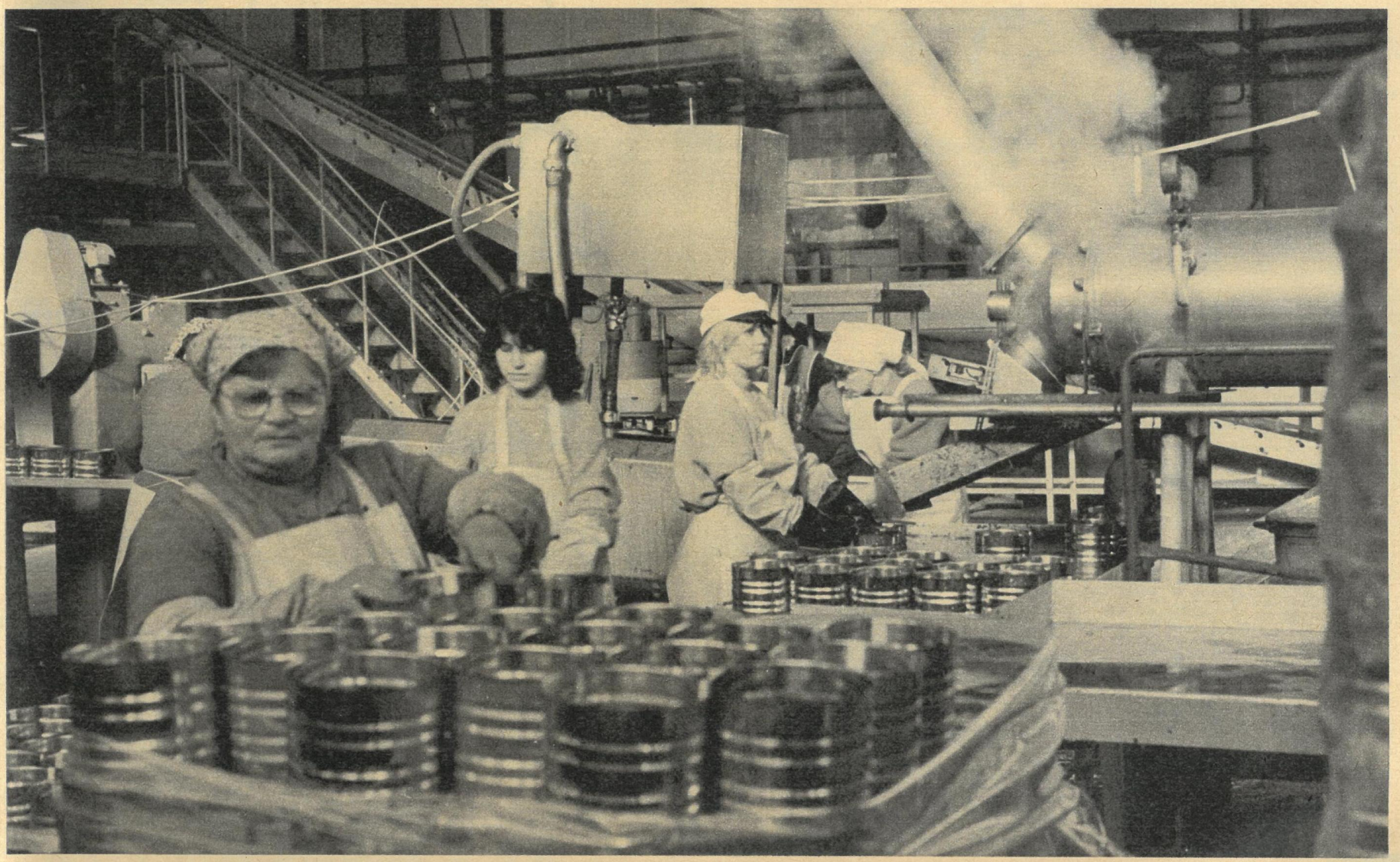
Seit langem schon treffen sich – wechselseitig in der UdSSR oder in der DDR – leitende Funktionäre der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der sowjetischen Bruderorganisation zum Erfahrungsaustausch. Diesmal war Berlin der Gastgeber, und das Thema des Seminars hätte Stoff für viele Tage geboten. Der 40. Geburtstag unseres Staates steht ins Haus, den die Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft aktiv mit vorbereiten. Eine wichtige Aufgabe dabei, so betonte Erich Mückenberger, bestehe darin, „immer wieder deutlich zu machen, daß mit der Deutschen Demokratischen Republik erstmals ein deutscher Staat entstanden ist, dessen staatspolitischer Charakter geprägt wird von der Bündnispolitik mit der Sowjetunion und den anderen Bruderländern. Charakter und Wesen der DDR entsprechen einem antifaschistischen, demokratischen Friedensstaat." Die Vorbereitung des Jubiläums, so zeigte sich, ist gemeinsames Anliegen. Zum Seminar gehörte auch der Besuch von DSF-Grundeinheiten. FREIE WELT war mit sowjetischen Gästen in der LPG „Thomas Müntzer" in Mühlhausen. Ein Besuch, der mehr war als ein Beine-Vertreten nach zwei anstrengenden Tagungs-Tagen.

Mühlhausen, winterlich bereift an diesem Morgen, kühl und klar der Himmel. Von der Marienkirche flattern Taubenschwärme im Pulk davon, um sich wenig später im angestammten Quartier wieder einzufinden. Bauleute scheuchen sie auf. Mühlhausen, die Stadt, in der Thomas Müntzer predigte, daß es „die allergrößte Greuel auf Erden sei, daß niemand der dürftigen Not sich annehmen wolle". Eine Stadt, die später den geschlagenen Bauernkrieger empfing und ihn vor seiner Hinrichtung nicht bewahren konnte. „Eine kraftvolle Persönlichkeit und ein Revolutionär, der zum Besten gehört, was unser Volk hervorgebracht hat", so Erich Honecker. In der LPG Pflanzenproduktion, die den Namen Müntzers trägt, erwartet man die sowjetischen Gäste. „Wissen Sie, ob jemand aus Litauen dabei ist?" Litauen, das ist für die 1 700 Mitglieder der Sowchos Jukenaicias. Eine Partnerschaft, die nicht nur seit vielen Jahren besteht, sondern Bestand hat – die Tradition im besten Sinne ist, weil ständig Neues hinzukommt. „Natürlich gibt es einen ganz konkreten Erfahrungsaustausch. In manchem sind sie besser als wir", meint Reinhardt Witt, der stellvertretende Vorsitzende, mit einem, wie ich finde, gesunden Neid. Aber das Zusammengehen – Mühlhausen hat zum Beispiel im litauischen Sowchos ein Rechnersystem eingeführt – ist mehr. Noch in diesem Jahr beginnt der Urlauberaustausch, das gemeinsame Kinderferienlager hat nicht nur in den Köpfen Konturen angenommen. Die Würdigung des Geleisteten erfolgte vor wenigen Tagen: Die LPG erhielt ein Ehrenbanner des ZK der KP Litauens. Die Gäste aus Minsk, Brest und Witebsk, die u. a. von erfüllten Plänen beim Wohnungsbau, auch auf dem Lande, berichten können, machen sich Notizen. Doch die Genossenschaftsbauern, Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft, sind noch auf weiteren Gebieten engagiert. Da gibt es Fachbesichtigungen mit sowjetischen Reisegruppen – 1988 waren 280 Touristen zu Besuch. „Wir nutzen diese Freundschaftstreffen, um auch sowjetische Berufskollegen näher kennenzulernen", sagt Dr. Schütz, der Vorsitzende der Grundeinheit. „Und solche persönlichen Kontakte sind für jeden von uns eine greifbare, handhabbare Sache." „Handhabbar" sind auch die Kontakte zur sowjetischen Garnison in Mühlhausen. In diesem Jahr zum Beispiel sollen 13 701 Tonnen Obst geerntet werden. Verläßliche Hände werden gebraucht. Doch die Verbindungen sind nicht nur ökonomischer Natur. Man geht gemeinsam angeln oder auf die Jagd, und Höhepunkte im gesellschaftlichen Leben der Genossenschaftsbauern finden nicht ohne Freunde aus der Garnison statt. Und da die Genossenschaft, deren rund 10 000 Hektar Territorium wie ein Gürtel die Stadt umschließt, sich als ihr Bestandteil fühlt, ist auch von einem Tonband-Sprachführer die Rede, der die neu angekommenen Soldaten mit ihrer Heimat auf Zeit bekannt macht und von Deutsch-Kursen im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Erinnerungen kommen auf. „Ich weiß noch", so Reinhardt Witt, „wie es war, als es hieß ‚Junkerland in Bauernhand', wie Marschall Sokolowski sagte, die Bauern müßten sich gegenseitig helfen. Wenn jeder nur für sich arbeite, könne es nicht vorangehen. Und die sowjetischen Freunde halfen uns, vor allem mit Technik. Aber diese Hilfe brachte Probleme. Die kleinen individuellen Flächen und dann diese Großgeräte!" – Gründerjahre. – Zum Heute bringt uns der Bus. Und um es vorwegzunehmen: Wenn im gerade veröffentlichten Wahlaufruf von dynamischem Leistungsanstieg die Rede ist, der Wohlergehen fördert – die „Müntzers" haben diese Feststellung bestätigt. Vor allem durch angewandte Wissenschaft und vertraglich gebundene Forschung mit verschiedenen Instituten, durch genossenschaftseigene Forscherkollektive, durch Nutzung der betriebseigenen Labors. Herausgekommen ist für 1989 u. a. die Einführung des biologischen Pflanzenschutzes durch Anwendung selbstgezüchteter Raubmilben und Schlupfwespen. Und da sind die in Steinwolle heranwachsenden Tomatenpflanzen. Ein wesentlich effektiveres Verfahren, so wird den Gästen erläutert.

Besuch in einer DSF-Grundeinheit, in einer leistungsstarken Genossenschaft der Bauern und Gärtner, die, um nur ein Beispiel zu nennen, in diesem Jubiläumsjahr eine zusätzliche Produktion von 100 Tonnen Blumenkohlsalat, das sind 100 000 Gläser, 20 Tonnen gefrostete und 30 Tonnen konservierte Erdbeeren liefern, die die Gemüseproduktion im Vergleich zu 1988 von 15 540 auf 16 555 Tonnen steigern wollen. Nach dem Besuchsprogramm, das das mit viel Liebe und auch Mitteln entstandene Kulturhaus „Haus Vogtei" einschloß, frage ich Wladimir Golubew, Mitglied des Zentralvorstandes der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR und stellvertretender Vorsitzender des Gebietskomitees von Minsk, nach seinen Eindrücken. „Fortsetzung des Seminars, nur eben in der Praxis." Eine gelungene Exkursion also? „Wenn Sie Exkursion mit Arbeit gleichsetzen, bin ich für dieses Wort. Dann schreiben Sie es so. Wir in Belorußland, und das ist in anderen Unionsrepubliken nicht anders, bereiten uns ebenfalls mit besonderen Veranstaltungen auf den 40. Geburtstag Ihrer Republik vor. Dafür kann man nicht genug wissen. Nun erfuhr ich den neuesten Stand – in Berlin und in Mühlhausen. Wissenswertes – Bedenkenswertes!"

Ina Stritzke (Text)
Detlef Christel (Fotos)

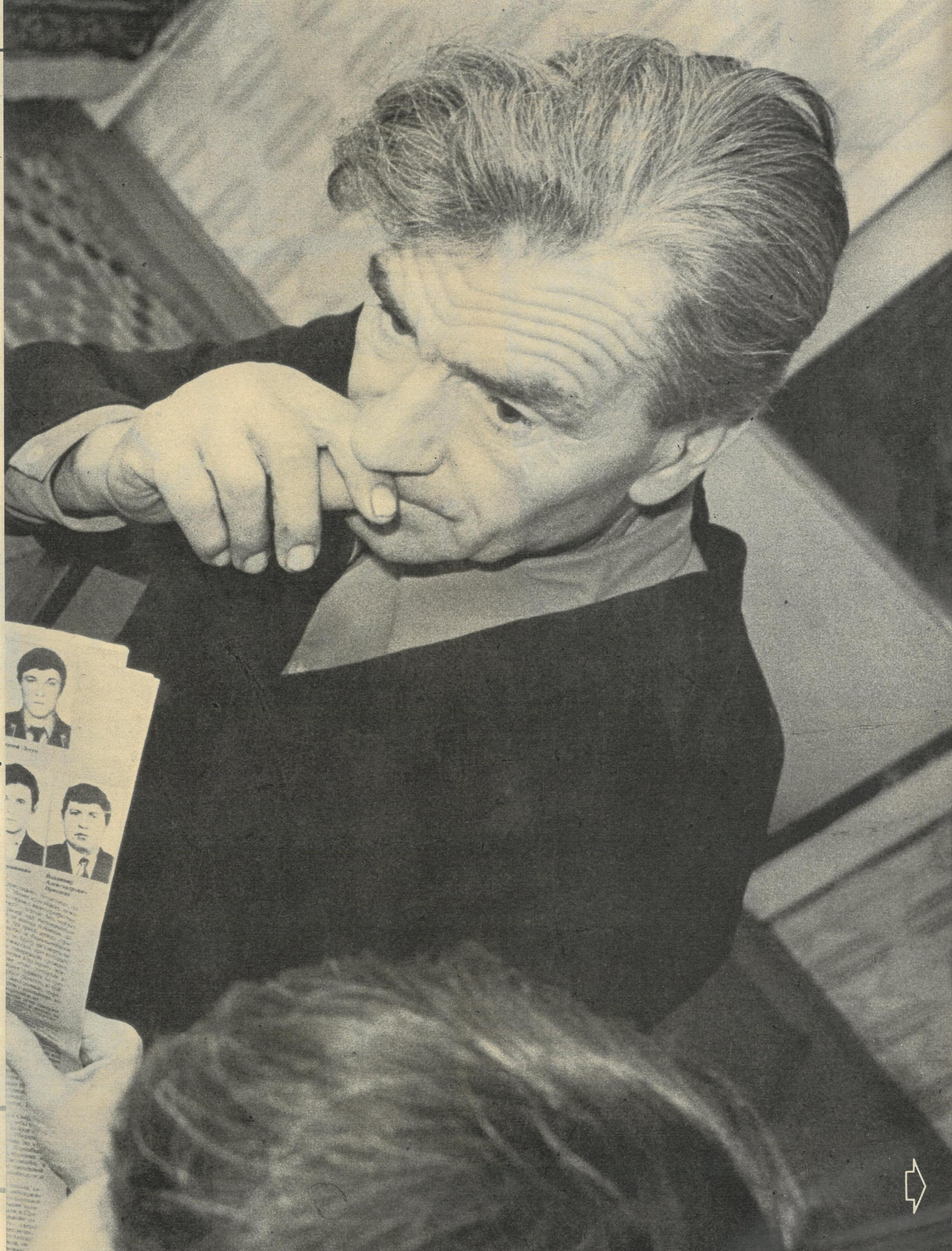
M ü h l h a u s e n : Sowjetische Gäste als interessierte Zuhörer. Das Gewächshaus, in dem Tomatenpflanzen nach neuen Methoden heranwachsen, ist Teil der 10 Hektar unter Glas und Plaste.
Zur Genossenschaft gehört auch ein Verarbeitungsbetrieb. 1988 verließen 9000 Tonnen Konserven die Produktionshallen.



TSCHERNOBYL

heißt Wermut

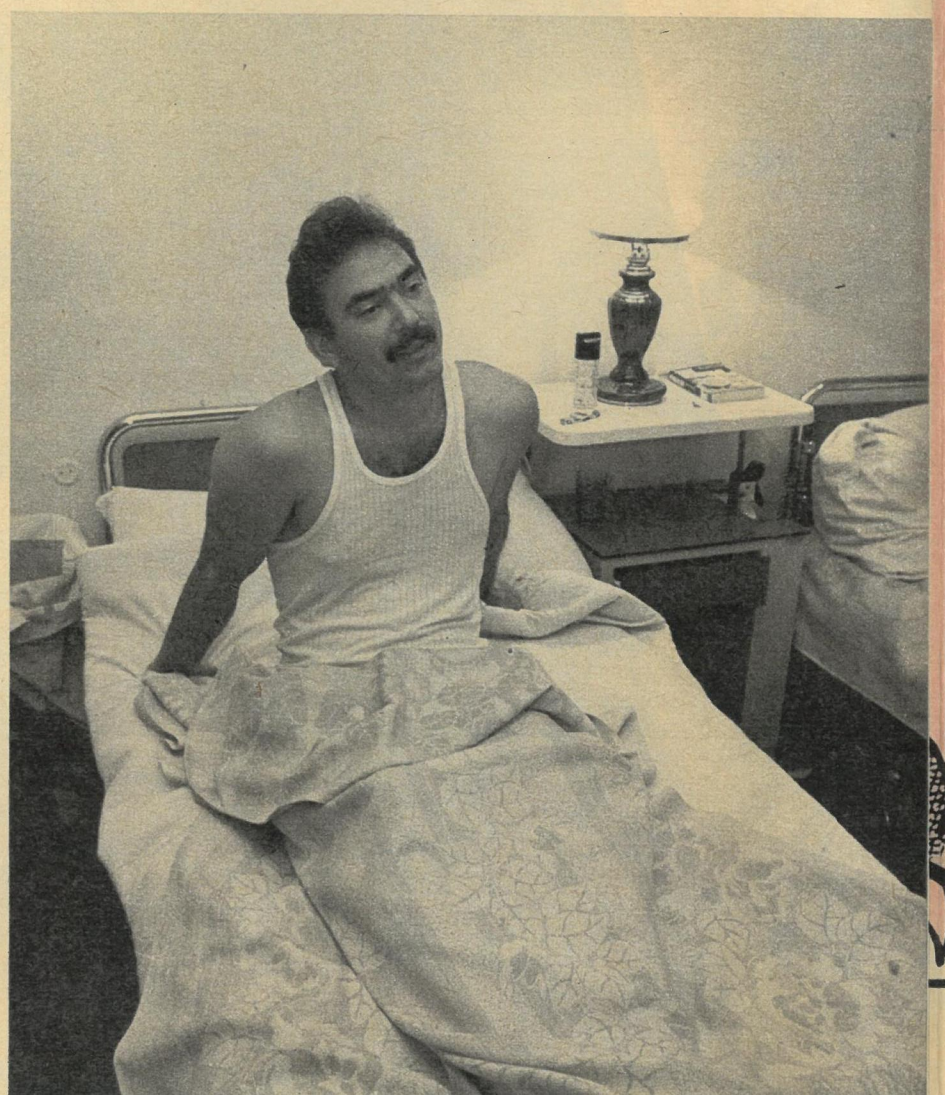
Grigori Chmel (Foto) ist einer der Feuerwehrleute, die in der ersten Stunde der Katastrophe im vordersten Kampf gegen den außer Kontrolle geratenen Atomreaktor standen. Er und seine beiden Söhne gehören zur inzwischen legendären Löschmannschaft, die auf den beiden Zeitungsseiten abgebildet ist. Sechs davon (in der oberen Reihe links) überlebten nicht. FREIE WELT-Reporter Sonnhild Kutschmar (Text) und Peter Meißner (Fotos) besuchten Grigori Chmel im Dorf Wojarka. Seinen Sohn Pjotr trafen sie im Allunionszentrum für Strahlenmedizin in Kiew und sprachen dort mit Ärzten über die gesundheitliche Betreuung der Betroffenen von Tschernobyl knapp drei Jahre nach der Havarie.



Zum Sperrgebiet ist die 30-Kilometer-Zone erklärt worden, die das Kernkraftwerk Tschernobyl umgibt. Alle Fahrzeuge, die aus diesem Gebiet kommen, werden noch heute auf Radioaktivität untersucht.

„Kurz vor halb zwei brach das Feuer im Kraftwerk aus, und schon fünfzehn Minuten später war unsere Löschmannschaft zur Stelle. Den Weg zum Brandherd mußten wir uns regelrecht freikämpfen. Überall lagen Betonteile, Steine. Wir versuchten, sie mit den bloßen Händen wegzuräumen, doch sie waren zu heiß durch den radioaktiven Graphit, wie wir bald erfuhren." So beschreibt uns Grigori Chmel jene verhängnisvolle Nacht des 26. April 1986 in Tschernobyl, was auf deutsch Wermut bedeutet. „Als wir ankamen, wußten wir nur, daß es brennt. Erst als wir bemerkten, daß einigen unserer Jungen übel wurde, war klar, daß es sich um Strahlung handelt." Doch sie blieben auf ihrem Posten bis zum späten Morgen. Der heute 62jährige Invalidenrentner Grigori Chmel, der über ein Jahr in verschiedenen Krankenhäusern zubringen mußte, erzählt weiter: „Meine Frau und ich hatten uns für den Nachmittag vorgenommen, im Garten Kartoffeln zu legen. Daraus wurde nichts. Mir ging es zusehends schlechter, ich erbrach, hatte unerträglichen Durst und ständiges Schwindelgefühl. Mein Gesicht soll ganz blau-rot gewesen sein. Als ich am nächsten Tag wieder ins Kraftwerk zur Arbeit gehen wollte, nahm man mir sofort Blut ab. Ergebnis: Ich war strahlenkrank, hatte etwa 300 rad Strahlung abbekommen (rad ist die bislang benutzte Einheit für die vom Körper aufgenommene Energiedosis). Vom Krankenwagen aus, der mich und andere nach Iwanowo brachte, konnte ich noch meiner Frau Bescheid sagen. Wenige Stunden danach bekam ich die erste Bluttransfusion. Mein Sohn Pjotr lag zu der Zeit schon in einer Spezialklinik in Moskau. Iwan, mein Ältester, hatte Glück gehabt, ihm war nichts passiert."

Im Dorf Wojarka, etwa 20 Kilometer von Kiew entfernt, haben wir Grigori Chmel und seine Frau Jewdokia ausfindig gemacht. Freundlich empfingen sie uns im Garten vor ihrem neuen weißen Ziegelhaus. Sie bekamen es als Ersatz für ihr Heim in der Nähe Tschernobyls, das Frau Chmel einen Tag nach der Havarie verlassen mußte, mit etwas Proviant und einem Federkissen unterm Arm. Zunächst nahmen sie Verwandte auf, später zog sie hierher, richtete das neue Heim mit ihrer Mutter ein, während ihr Mann noch im Krankenhaus lag. Die selbstgestickten Gardinen an



TSCHERNOBYL

Den Feuerwehrmann Pjotr Chmel trafen wir im Krankenhaus von Pustscha Wodiza (Foto links unten). Mit seiner Frau (Foto oben) lebt er jetzt in Kiew.

den Fenstern, die vielen Teppiche auch an den Wänden wirken gemütlich. Wir essen gelbe Äpfel aus dem Garten, während Jewdokia Chmel erzählt: „Wir könnten zufrieden sein, haben wieder ein schönes Zuhause, eine Ziege, Hühner, Enten, können wirtschaften, wie wir es gewöhnt sind. Wir erhalten genügend Geld, mein Mann 290 Rubel Invalidenrente und doch... Er ist leider nicht mehr gesund." Sie fährt fort: „Oft sehnen wir uns zurück in unser Heimatdorf. Wir erinnern uns an den Geruch wilden Wermuts, den wir von Kindheit an kennen. Wir wissen ja, daß wir nicht so bald dorthin zurück können..."

Das gleiche Schicksal trifft auch 135 000 Menschen der Ukraine, die Ende April 1986 innerhalb weniger Stunden ihre Heimat für lange verlassen mußten. Sie mußten fliehen vor der unsichtbaren, unhörbaren, nicht wahrnehmbaren radioaktiven Strahlung.

Die meisten der Evakuierten, vor allem die Kinder und die jüngeren Menschen, haben sich inzwischen in ihrer neuen Umgebung eingelebt, bauten sich mit Hilfe des Staates eine neue Existenz auf. Das bestätigten uns Ärzte und Patienten, die wir bei unserem Besuch im Allunionszentrum für Strahlenmedizin speziell im Institut für klinische Radiologie, einer Rehabilitationsklinik vor den Toren Kiews, sprachen. Hier in Pustscha Wodiza, mitten im Wald, werden die Betroffenen der Havarie von Tschernobyl kostenlos untersucht, behandelt und langfristig überwacht. Diese Klinik betreut nur ehemals Strahlenkranke, Evakuierte, Kraftwerkspersonal und freiwillige Helfer, die beim Entaktivieren in der noch gesperrten 30-Kilometer-Zone eingesetzt waren und sind. Mit jeder Krankheit, jeder gesundheitlichen Störung, auch wenn sie in keinem ursächlichen Zusammenhang zu der Havarie steht, können sich die Betroffenen hier vorstellen.

Eine unerwartete Begegnung

In kürzester Zeit wurde dieses ehemalige Sanatorium in eine moderne Klinik umgebaut. Am 1. Oktober 1986 nahm sie ihre Arbeit auf. Mehr als 600 000 strahlenbelastete Menschen wurden bisher in den sieben Abteilungen des Allunionszentrums untersucht. Alle medizinischen Befunde, das sind bisher pro Person durchschnittlich 150, werden in einer Datenbank erfaßt, um später wissenschaftliche Aussagen über die Folgen des Unglücks zu treffen.

Wie viele Opfer, wollen wir von unseren Gesprächspartnern wissen, forderte die Havarie? Professor Inna Chomasjuk, leitende Kardiologin des Zentrums, antwortet: „Leider mußten 31 Personen, die unmittelbar am Unfallort arbeiteten, ihr Leben lassen. 237 akut Strahlenkranke wurden nach der Havarie stationär behandelt. Davon kehrten inzwischen 193 an ihre Arbeit zurück, 24 sind invalide." Professor Chomasjuk ergänzt: „Bei allen von uns überwachten und behandelten Personen – außer denen, die im Kraftwerk waren – stellen wir heute keine gesundheitlichen Veränderungen mehr fest, die sich direkt auf die Einwirkung der Strahlen zurückführen lassen. Glücklicherweise hat die Gesundheit der Bevölkerung weniger gelitten, als wir zunächst vermuteten." Als eine der wichtigsten Forschungsaufgaben des Allunionszentrums bezeichnet die Kardiologin das „Problem der kleinen Dosen". Das sind geringe Strahlenbelastungen des gesamten Körpers, etwa um 10 rad, oder einzelner Organe wie der Schilddrüse. Davon sind die meisten der Evakuierten betroffen. Ob und welche Spätfolgen diese geringen Dosen haben, gilt es in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu klären. Weltweit liegen dazu bisher keine gesicherten Erkenntisse vor, aber weltweit besteht an den Ergebnissen größtes Interesse.

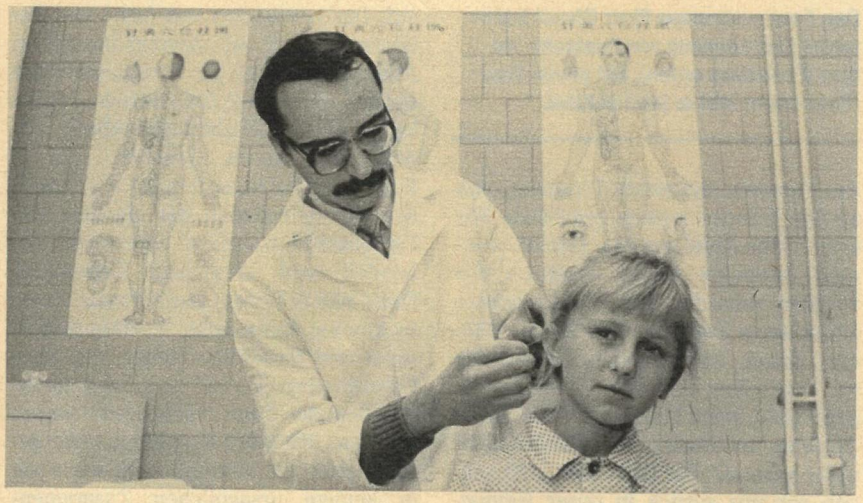
Während unseres Rundgangs durch die Klinik betreten wir einen der sonnendurchfluteten Gänge, die wie Brücken die fünf Gebäudekomplexe miteinander verbinden, und gelangen in die klinische Abteilung, in der uns Professor Boris Prewarski begrüßt. Gleich im ersten Krankenzimmer gibt es ein unerwartetes Zusammentreffen. Wir lernen den neunundzwanzigjährigen Pjotr Chmel kennen, den großen, stattlichen Sohn des Feuerwehrmanns Grigori Chmel. Er ist wie jedes Jahr einmal zur ärztlichen Überwachung hier. Blut und Immunstatus werden kontrolliert, Herz und andere innere Organe überprüft. „Während der Havarie", sagt er, „kam ich im zweiten Feuerwehrauto mit der Löschmannschaft aus Pripjat an. Ich arbeitete in der ‚heißen Zone' und hatte danach eine Strahlenkrankheit ersten Grades, also mit leichtem Verlauf. Mein Knochenmark fing sich jedoch wieder und produziert heute normale Blutzellen. Ich arbeite jetzt im Feuerwehramt des Kiewer Gebietes." Mit seiner Hilfe kommt später ein Besuch bei seiner Frau in ihrer neuen Wohnung in Kiew zustande. Doch zuvor wollen wir von Professor Prewarski wissen: Welche Chance hat Pjotr Chmel? „Nach unseren und internationalen Erfahrungen können Strahlenkranke ersten Grades ein normales Alter erreichen. Allerdings ist es möglich, daß nach der Ausheilung dieses Schweregrades bei den Betroffenen – statistisch gesehen – gehäuft bösartige Spätfolgen wie Leukämie oder Organkrebse auftreten."

Tschernobyl war der erste nukleare Unfall großen Ausmaßes. Für präzise Aussagen über die Häufigkeit der zu erwartenden Langzeiteffekte ist die vergangene Zeit noch viel zu kurz. „Frühestens in fünf Jahren", so Professor Prewarski, „könnten sich bösartige Bluterkrankungen, zum Beispiel Leukämien, bei den Betroffenen entwickeln, Krebserkrankungen sogar erst in zehn bis 20 Jahren. Dem werden wir durch frühzeitige Diagnostik und Behandlung entgegenzuwirken versuchen." Um wenige

Dieses Haus im Dorf Wojarka stellte der Staat Jewdokia und Grigori Chmel zur Verfügung.

Diese Mutter wird wieder ruhig schlafen können. 0,00 zeigte das Meßgerät.

In der Kinderklinik behandeln die Ärzte zur Zeit ausnahmslos Krankheiten, die nicht im Zusammenhang mit der Strahlung stehen. Hier Nataschas Bettnässen mit Akupunktur (Foto rechts).



Promille höchstens – wie die Ärzte das ausdrücken – schätzen Experten, wird sich die Zahl der Krebserkrankungen in der Sowjetunion durch die Havarie von Tschernobyl erhöhen. In den industrialisierten Ländern sterben heute im Verlaufe eines siebzigjährigen Lebens fünf von hundert Menschen an Krebs. Gegenüber dieser normalen Rate in der nichtbestrahlten Bevölkerung werden sich die hinzukommenden strahlenbedingten Tumoren so wenig abheben, daß sie sich in Zahlen kaum erfassen lassen. Zu dieser Erkenntnis kamen auch die Teilnehmer der Allunionskonferenz „Medizinische Aspekte der Havarie von Tschernobyl", die im Mai 1988 unter internationaler Beteiligung in Kiew stattfand. An ihr nahmen so renommierte Wissenschaftler wie Dr. Hans Blix, Generaldirektor der Internationalen Atomenergie Organisation/ Wien, teil und der amerikanische Knochenmarkspezialist Professor Dr. Robert Gale.

Gegen Angst und Streß

Die akute Strahlenkrankheit steht sicher im Mittelpunkt des Interesses der Mediziner. Darüber sind aber auch psychische Störungen infolge von Streß und Strahlenfurcht bei den Betroffenen nicht vergessen worden. Das Forschungszentrum verfügt über eine leistungsstarke Abteilung „Funktionelle Pathologie des Nervensystems". Geleitet wird sie von Dr. Angelina Njagu. Die habilitierte Ärztin ist eine von vielen Spezialisten, die dem Ruf der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR Folge leisteten und ihren angestammten Arbeitsplatz mit der Klinik in Pustscha Wodiza vertauschten. Sie kam aus einem wissenschaftlichen Institut in Charkow. „Anfangs", so berichtet Dr. Njagu, „hatten viele Patienten psychische Störungen. Sie hatten Angst vor Strahlenschäden, bewegten Fragen nach der Zukunft, Gefühle der Entwurzelung." Um den Evakuierten wieder Sicherheit zu geben, leitete die Regierung sofort soziale Maßnahmen ein. Heute hat jede Familie ein neues Haus oder eine Wohnung, einen neuen Arbeitsplatz und damit erneut Hoffnung auf eine gesicherte Zukunft. Doch da blieb noch die Angst vor Strahlenschäden. Hier halfen die Ärzte, indem sie den Menschen die Möglichkeit gaben, sich im Allunionszentrum in Kiew oder andernorts einer dosimetrischen Kontrolle zu unterziehen und sich so auf etwa noch vorhandene radioaktive Stoffe im Körper kontrollieren zu lassen. Sogar auf dem Pressefest der Kiewer Abendzeitung wurden die Besucher ermuntert, sich in mobilen Labors an Ort und Stelle untersuchen zu lassen. Es kam übrigens kaum jemand. „Heute", sagt Dr. Njagu, „besteht eine der wichtigsten Aufgaben meiner Abteilung darin, mit verschiedenen Gruppen im Kraftwerk und in Kiew Entspannung mit Hilfe des autogenen Trainings zu erreichen. So bauen wir vorhandene Neurosen und Unruhezustände ab."

Während unseres Rundganges durch die Bäder-, Massage- und Sportabteilung kommen wir an einer kleinen Kaffeebar vorbei. Plötzlich zupft mich jemand am Ärmel, ein Patient, der mir ohne langes Federlesen seine Geschichte erzählt: „Mein Name ist Aidyn Meschkow. Ich bin 45 Jahre und kam als freiwilliger Helfer am 27. Juli 1986 aus Aserbaidshan hierher. In meiner Heimatstadt Mingetschaür arbeitete ich auf dem Bau als Montagebrigadier. Als ich im Fernsehen das Leid meiner ukrainischen Landsleute sah, stellte ich

TSCHERNOBYL

den Antrag, nach Tschernobyl geschickt zu werden. Ich half Betondämme zu bauen, damit das radioaktiv verseuchte Wasser nicht in den Fluß Pripjat gelangt. Zur Zeit wird mein Gesundheitszustand in der Klinik kontrolliert.“ Aidyn Meschkow ist einer von Tausenden sowjetischen Menschen, die sich vor gut zwei Jahren spontan zur Hilfe entschlossen: Solidaritätsbeweise erhielten die Betroffenen von Tschernobyl auch aus aller Welt. Im Garten des Kliniksanatoriums beispielsweise steht eine Marmorstele aus Florenz. Die Bürger dieser Stadt bezeugten damit ihre Anteilnahme und schickten dazu auch mehrere mobile dosimetrische Meßlabors in Fiat-Kleinwagen. Als Geste des Dankes dafür, daß ihnen die Kiewer Bevölkerung 1966 half, die Schrecken der Flutkatastrophe in Florenz zu mildern.

Die neue Wohnung

Der Abend senkt sich über Kiew, als wir uns in eines der Neubaugebiete aufmachen. Wir besuchen die junge Frau von Pjotr Chmel. Im zweiten Stock eines zehngeschossigen Blocks bezog die Familie vor einem Jahr eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Neu wie das Haus sind auch die Möbel. Ihre gesamte Habe blieb in ihrem früheren Wohnort Pripjat, der jetzt gesperrten Kraftwerkerstadt, zurück. „Nur unsere Dokumente durfte ich holen“, erzählte Ljudmila Chmel, die zum Zeitpunkt der Havarie ihre Eltern in der Nähe von Kiew besuchte. „Als ich am Sonntag zurückfahren wollte, ging kein Bus mehr. Von meinem Schwager hörte ich, daß mein Mann in Moskau im Krankenhaus liegt. Das war ein Schreck. Lange wartete ich auf seine Entlassung. Bis wir endlich gemeinsam eine Urlaubsreise antreten konnten, vergingen schwere Monate. Dann lebten wir in Kiew, ich bei Verwandten, er im Wohnheim. Aber wir arbeiteten wieder, ich im Kindergarten, Pjotr bei der Feuerwehr. Als wir die neue Wohnung erhielten, kauften wir von den 7000 Rubeln, die uns der Staat gab, neue Polstermöbel, eine Schrankwand, ein Schlafzimmer und Teppiche.“ Inzwischen geht es bei Familie Chmel sicher etwas turbulenter zu. Seit Mitte Dezember haben Ljudmila und Pjotr ein Baby. Ein gutes Zeichen, erfuhren wir von Dr. Njagu, deren Abteilung sich mit Sexualproblemen befaßt. Strahlenkranke haben, falls sie nicht unfruchtbar werden, nicht selten Schwierigkeiten, Nachwuchs zu zeugen.

Anderntags sind wir in der Kinderklinik von Pustscha Wodiza angemeldet. Helle Häuser mitten im Wald. Bereits seit dem 1. August 1986 werden hier die Kinder aus evakuierten und überwachten Gebieten untersucht und – falls erforderlich – behandelt. Warum war eine solche Spezialklinik notwendig? fragen wir Professor Jewgenja Stepanowa. „Bei Kindern ist eine erhöhte Strahlenbelastung durch freigesetztes radioaktives Jod gefährlich für die Schilddrüse. Deshalb überprüfen wir alle Kinder zweimal im Jahr auf organische Veränderungen oder Funktionsstörungen dieses wichtigen hormonproduzierenden Organs. Bisher haben wir bei unseren kleinen Patienten in keinem einzigen Fall Schilddrüsenerkrankungen festgestellt.“ Auch hier geht es wieder um die Frage, was bewirken kleine Dosen radioaktiver Strahlen. „Wir haben 4700 Kinder untersucht“, erklärt die Hämatologin Stepanowa, „und keine krankhaften Schilddrüsenveränderungen beobachtet. Die ständige Kontrolle wird es uns ermöglichen, wenn nötig, unverzüglich medikamentöse oder operative Maßnahmen einzuleiten.“

Es ist Vormittag. Die Kinder haben hier keine Schule. Sie gehen zur Behandlung oder spielen, sehen fern, bauen, basteln. Im Bibliothekszimmer herrscht Ruhe. Wir sprechen mit Lena Siletskaja. Die Zwölfjährige aus dem Dorf Desna liest ein Buch über Tiere in Afrika. In der Klinik ist sie wegen eines Virusinfektes, und sie hofft, bald nach Hause zu dürfen.

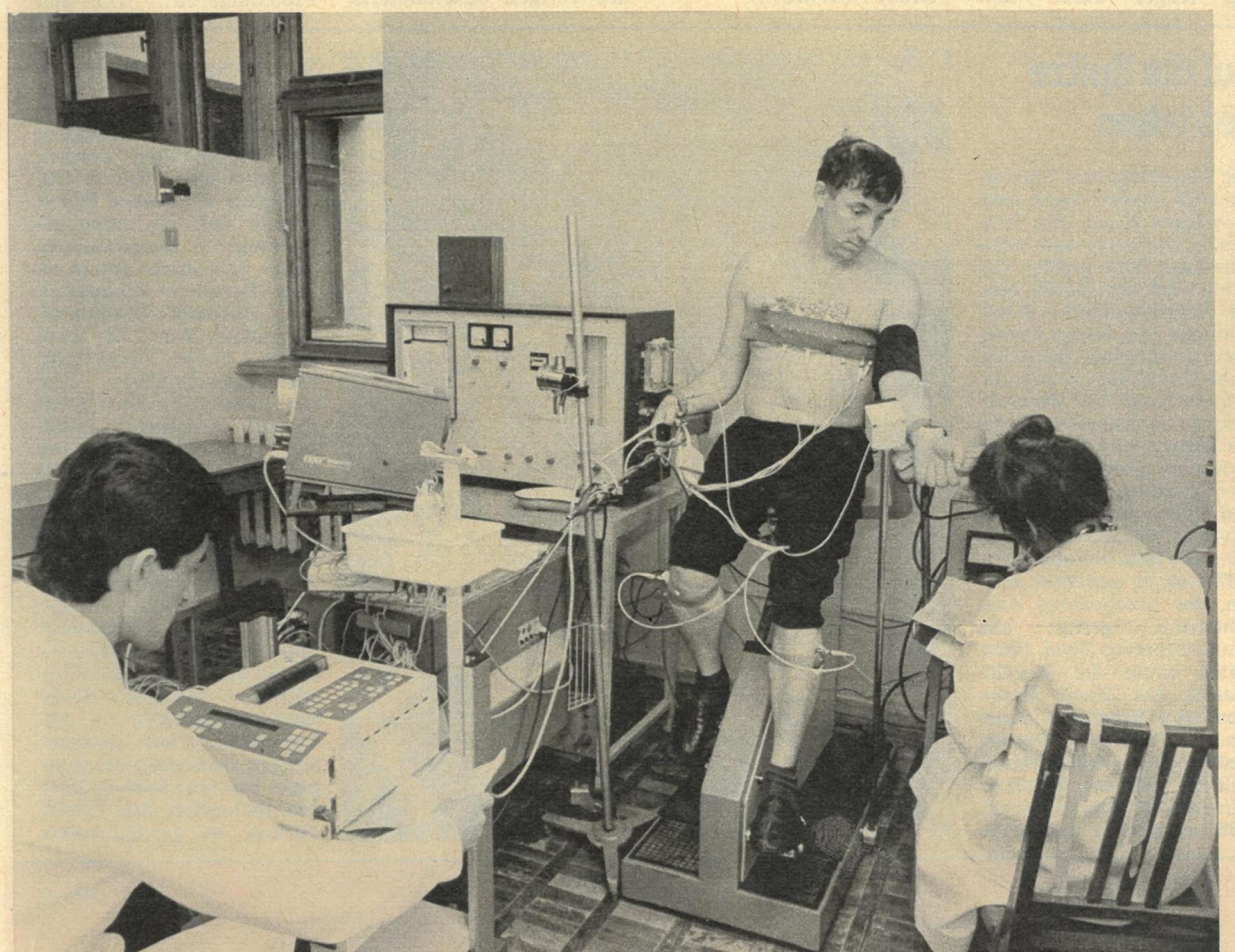
Kleinere Patienten – bis zu drei Jahren – werden in der Klinik von ihren Müttern betreut, wie Boris Winskaja, ein Zweieinhalbjähriger, der schon vor der Havarie als Säugling an Bronchitis litt. Seine Mutter wurde von ihrer Arbeit als Buchhalterin freigestellt und lebt mit ihm hier schon die zweite Woche. Seine Hustenanfälle bessern sich.

In der Abteilung Stahlungsmessung, die der Kinderklinik angeschlossen ist, werden derzeit große und kleine Patienten auf eventuell im Körper vorhandenes radioaktives Caesium untersucht. Das geschieht in einem sogenannten Ganzkörperzähler, einer Art Zahnarztstuhl. Das Gerät gibt in etwa 100 Sekunden darüber Auskunft, ob zur Zeit radioaktive Stoffe im Organismus eingelagert sind. Bei allen Patienten, die wir beobachten konnten – uns eingeschlossen –, zeigte die Skala 0,00. Es war nichts Schlimmes zu erkennen. Dieses erfreuliche Ergebnis wird dem behandelnden Arzt auf dem Befundzettel mitgeteilt.

Das Dosimetrielabor nahm seine Arbeit kurze Zeit nach der Havarie auf. Es verfügt heute über moderne stationäre und tragbare Geräte. Sie werden unter anderem dort eingesetzt, wo man alte Leute direkt in ihren Wohnungen mißt. Die dosimetrische Diagnostik war unmittelbar nach der Havarie von Tschernobyl das „Nadelöhr“. Es mangelte an modernen Meßgeräten, an übereinstimmenden Meßmethoden und an gut ausgebildeten Fachleuten. Auf diesem Gebiet ist in den letzten zwei Jahren Entscheidendes getan worden, erfahren wir im Gespräch mit dem stellvertretenden ukrainischen Gesundheitsminister, Professor Andrej Serdjuk. Dann lobt er die großartigen Leistungen der zahlreichen sowjetischen Ärzte, die dazu beitrugen, die Gesundheitsfolgen durch die Havarie so gering wie möglich zu halten. Viele wurden dafür mit hohen Auszeichnungen geehrt. „Gegenwärtig“, fährt er fort, „besteht unsere wichtigste Aufgabe darin, die 30-Kilometer-Zone

Eine Marmorstele und mehrere fahrbare Labors schickten die Bürger von Florenz nach Kiew (Foto rechts).

Das Belastungselektrokardiogramm gibt auch Auskunft über die Leistungsfähigkeit. Dieser Patient arbeitete im Juli 1986 in einer Ordnungsgruppe des Kraftwerkes Tschernobyl.



weiter von der Radioaktivität zu befreien, zu entaktivieren. Auf 7000 Quadratkilometern, in 600 Dörfern und Siedlungen ist das bereits geschehen. 200 000 Kubikmeter Boden wurden abgetragen und zum Teil schon saubere Erde aufgebracht. So sind zwar heute theoretisch wieder 20 Prozent des Territoriums bewohnbar. Aber die Menschen brauchen ja nicht nur eine gute radioaktive, sondern auch eine günstige soziale Umwelt. Das ist das Problem.“ Wenn – wie an zwei Orten geschehen – die Bevölkerung zurückgesiedelt wird, ist der Aufwand außerordentlich hoch. Beispielsweise darf noch heute keiner die unkontrollierte Milch der eigenen Kuh trinken. Um aber dieses Verbot aufzuheben, müßte jede Weide, jeder Wegrand meßtechnisch untersucht und gegebenenfalls entaktiviert werden. Deshalb wird die 30-Kilometer-Zone bis auf einige Ortschaften vorerst ein Forschungsgebiet für Radioökologen bleiben. Für das Kraftwerkspersonal, das an den drei anderen intakten Reaktorblöcken arbeitet, wurde die neue Stadt Slawutitsch errichtet, 50 Kilometer vom Kraftwerk entfernt. Auch hier wächst Wermut. Doch wird die Bitterpflanze ihre Symbolkraft für das Schicksal der Menschen dort mehr und mehr verlieren.

Zusatzfoto (1): TASS

FREIE WELT

Depeschen '89

INTOURIST, eine der zehn größten Fremdenverkehrsgesellschaften der Welt, wurde vor 60 Jahren gegründet. Bis zur Oktoberrevolution 1917 gab es in Rußland keine Reisebüros und keinen organisierten Tourismus. In den 80er Jahren betreute INTOURIST durchschnittlich bis zu 3 Millionen ausländische und etwa 2 Millionen sowjetische Touristen jährlich. Die Allunions-Aktiengesellschaft hat in den meisten Ländern der Welt Vertretungen. Sie gehört 12 internationalen Touristenorganisationen an. Aus der DDR sind seit Beginn des Touristenaustausches über 4 Millionen Gäste betreut worden.

In die schönsten Gegenden fast aller 49 Wojewodschaften Polens führen die Reisen für 95 000 Jugendliche aus der DDR, zu denen das Reisebüro der FDJ „Jugendtourist" in diesem Jahr einlädt.

Trotz der Sparmaßnahmen auf dem Energiesektor, die auch Reduzierungen des Stromverbrauchs in Hotels und Gaststätten zur Folge hatten, äußerten sich die meisten unserer Touristen über ihre vorjährigen Reisen nach Rumänien mit Zufriedenheit, erfuhr FW in der Generaldirektion des Reisebüros der DDR. In diesem Jahr werden DDR-Touristen rund zehntausend Plätze mehr angeboten als 1988.

Gute Buchungschancen haben Reiselustige, die sich erst jetzt zu einer Sommerreise ins Ausland entschließen, an der bulgarischen Schwarzmeerküste, wenn sie sich in Baltschik, Warna und Nessebar privat einquartieren. Das wurde kürzlich bei einem Pressegespräch in der Vertretung von Balkan-Tourist in Berlin mitgeteilt.

Die Interhotel-Vereinigung von ČEDOK besitzt 220 Häuser. Rund 14 000 gut qualifizierte Mitarbeiter betreuen die ausländischen Gäste aus aller Welt.

Weliko-Târnowo – ein Reiseziel am Weg

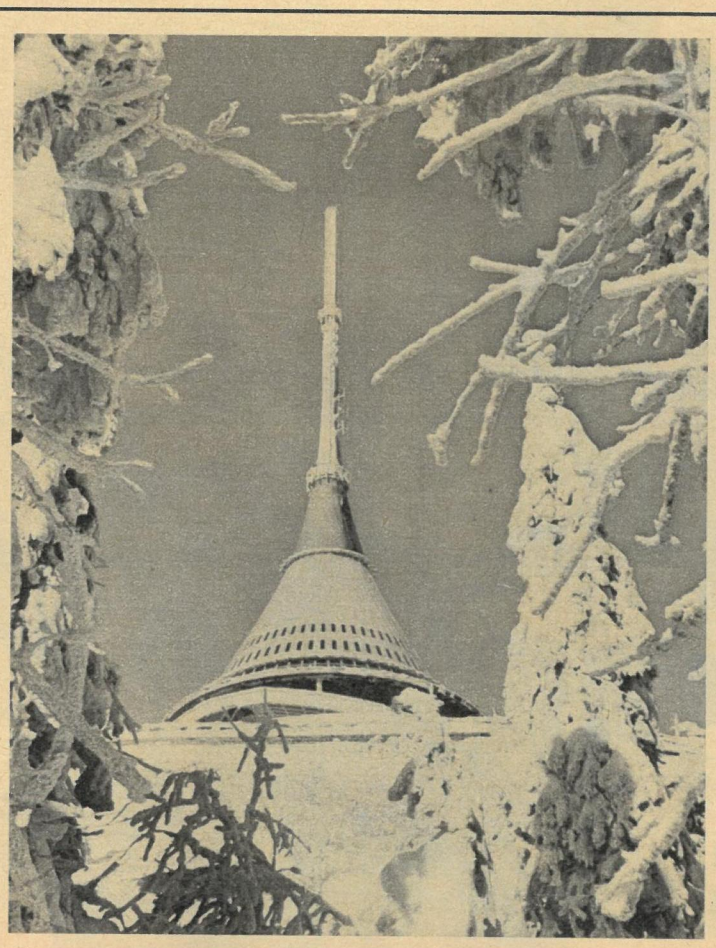
Wiedergeburt des Zarewez

Die Schmelzwasser der Eiszeit stürzten von den Bergen herab. Dort aber, wo sie sich zur Ebene ergießen wollten, stemmte sich ihnen ein Felsdamm mehrerer Hügel entgegen. Weil sie ihn nicht im Sturmlauf durchbrechen konnten, sprengten und klüfteten sie den Fels auf und trennten die Hügel durch tiefe Schluchten. So gewann der Bergfluß, in heutiger Zeit Jantra genannt, einst seinen gewundenen, die Hügel umschlingenden Lauf, entstand das Naturwunder von Schluchten und Felskegeln im Balkan-Vorgebirge, wo später die Stadt emporwuchs: Târnowgrad, Zarewgrad, Târnowo, Weliko (Groß) Târnowo…

Durch 208 Jahre, beginnend mit dem antibyzantinischen Aufstand der Bojarenbrüder Petâr und Assen (1185) bis zum verheerenden Osmaneneinfall (1393), trug Târnowgrad die Krone, Hauptstadt des Zweiten Bulgarenreiches zu sein, geschmückt mit Beinamen wie Königin der Städte, Gattin von Konstantinopel oder Adlerhorst der Bulgaren. „Und wenn ich diese unwahrscheinliche, unglaubliche Stadt anschaue, glaube ich, eine Vision, einen Traum, eine optische Täuschung vor mir zu haben", schrieb Iwan Wasow, Bulgariens Volksaufklärer, Nationalschriftsteller und -dichter, als er, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, Târnowo erstmals erblickte. Das freilich konnte kaum Târnowos verblichener Pracht gelten, eher seiner einzigartigen Lage, die Konstantin Jireček, der tschechische Historiker, so treffend und bildhaft beschrieb: „Voneinander getrennte Felsenstufen, graue, senkrecht abfallende Felsenwände…, und durch dieses Labyrinth von natürlichen Akropolen windet sich wunderbar der silberne Gürtel der Jantra." Die von der Natur geschaffenen, strategisch gesehen idealen Hindernisse, hatten bereits im Altertum die Thraker zu nutzen gewußt, ebenso alle, die nach ihnen gekommen waren: Römer, Byzantiner, Protobulgaren… Von den

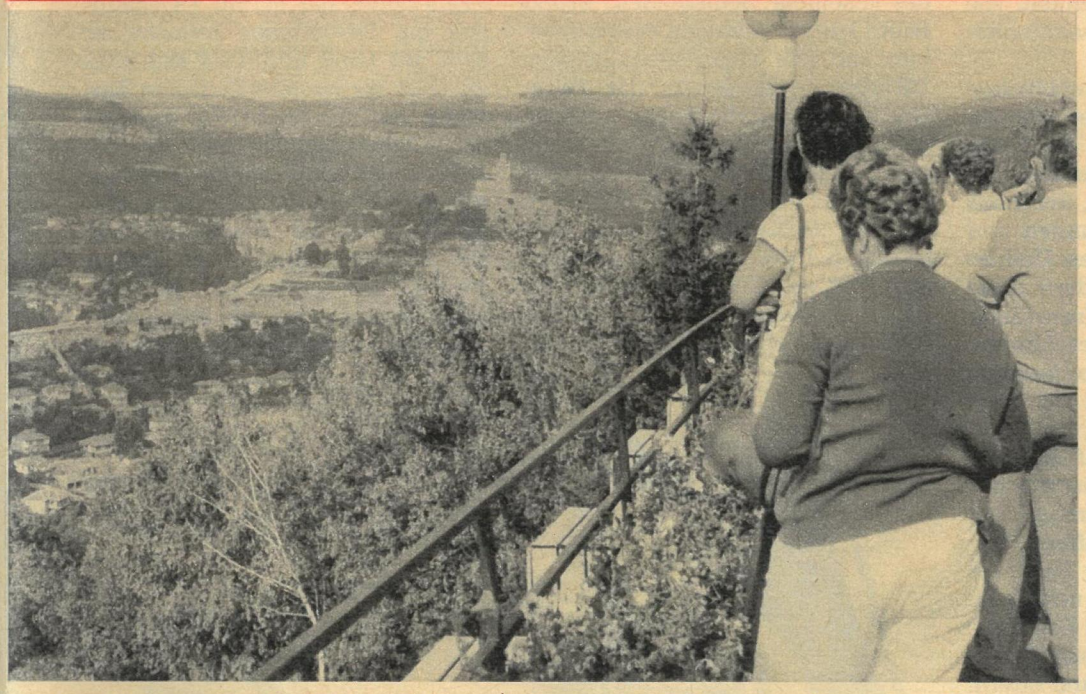
Auf die Spitze getrieben

Der Hausberg von Liberec, der 1012 Meter hohe Ještěd, im weißen Kleid. Ein Winterbild, von dem man träumen kann (Foto rechts). Gekrönt wird der Gipfel, eine der Bergdominanten Nordböhmens, von einem attraktiven technischen Bauwerk, einer Kombination aus modernem Hotel und Fernsehsender. Im wahrsten Sinne des Wortes eine Bergspitze. Es hat sie nicht immer hier oben gegeben, und der Ještěd mußte seine „Kopfbedeckung" des öfteren wechseln. Aus Holz war die erste. 1867 war er errichtet worden, der bescheidene Aussichtsturm, gefügt aus Baumstämmen. Zwei Jahre später baute die Familie Hassler aus Horni Hanychov eine Berghütte daneben. Ein zweiter hölzerner Aussichtsturm, 1889 gebaut, hielt bis 1903 den mitunter stürmischen Winden stand. 1905 schmückte den seine



Umgebung deutlich überragenden Berg dann eine Krone aus Mauerwerk. Ein massiver Panoramaturm war hochgezogen worden, den man schon von weitem erblickte. Zu dessen Füßen konnte sich der müde gewordene Bergwanderer kurze Zeit später gar in einem Berghotel einquartieren. 1963 jedoch brannte alles nieder. Auch die zwei Jahre zuvor installierte Fernsehsendeanlage. Das sich heute über den Ještěd-Rücken erhebende imposante Bauwerk ist eine Schöpfung des Architekten Karel Hubáček aus Liberec. Er wurde für sein vielbeachtetes Projekt mit einem Preis der internationalen Architektenvereinigung ausgezeichnet. Die in der Form einem Rotationshyperboloiden gleichende kühne Konstruktion ist den teilweise widrigen Witterungsbedingungen in den Lužické hory, den Lausitzer Bergen, hervorragend angepaßt. Um eine höchstmögliche Sicherheit des Ještěd-Turmes zu gewährleisten,

Fotos: V. Hohlfeld, Repro (2); Zeichnung: H. Davidová; Redaktion: Volker Hempel

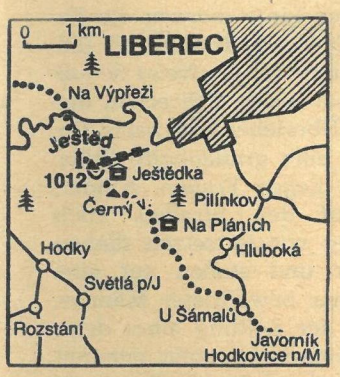


vier Siedlungshügeln Târnowgrads/Târnowos bot der östlichste, an drei Seiten vom Fluß umspülte Felsenkegel die allerbesten Bedingungen für den Festungsbau zur Feindesabwehr. Und daher wurde der Zarewez (Zarenhügel) zu jenem „Horst", von wo der bulgarische Adler aufflog, sich über die Lande breitete – bis Mord und Brand des Osmanensturms ihm die Schwingen brachen. Die Zarenfeste wurde geschliffen, ihre Mauern verfielen; die Steine von Patriarchenkirche, Zarenpalast, Bojarenhäusern, Residenzkirchen, der Wehrtürme und Bastionen wurden von den Zuwanderern für den Häuserbau davongeschleppt. Viel Erde und ein wenig Grün bedeckten die geschundene Stätte – und so blieb es bis ans Ende der 50er Jahre unseres Jahrhunderts.

Mehr als 20 bulgarische Zaren haben auf dem Zarewez gethront (aber kaum einer von ihnen fand ein friedliches Ende); alle diese mittelalterlichen Herrscher Bulgariens haben auf dem Zarewez – sowie auf dessen Nachbarhügel Trapesiza – bauen lassen: mehrere hundert Bojarenpalais und -häuser, einige Dutzend Kirchen und Kapellen. Ihre Grundmauern kamen wieder zum Vorschein, als bulgarische Archäologen die Erde des Zarenhügels abzutragen und zu durchforschen begannen. „Wir graben, bis unsere Haare weiß sind", hatte uns seinerzeit einer von ihnen, Wesselin Wenkow, gesagt. Wenkows Haare sind mittlerweile weiß geworden. Doch der „Adlerhorst" Zarewez hat seither eine Art Wiedergeburt erlebt: Festungsmauern, Zinnen, Wehrgänge und -türme, all das von Heutigen erbaut, erheben sich über den Kronen der Felsen, trutzig wie einst. Und wie ehedem überragt von der höchsten Kuppe des Hügels die Patriarchenkirche – innen kunstvoll geschmückt, außen reich mit Porphyr- und Keramikblenden verziert – die gewesene Residenz und die heutige Stadt, deren Häuser „wie die Ziegel eines Daches übereinander liegen" (Fotos links und unten). Auch der Zarenpalast samt der inneren Wehrmauern erlebt, obgleich nur in charakteristischen Fragmenten, sein Wiedererstehen, „stolz und kühn". Allerdings, so sieht es das Projekt der Restauratoren vor, wird durch die voreinst prächtigen Hallen für alle Zeit der Wind streichen – der Wind vom Balkangebirge, von Donau oder Meer.

Weliko Târnowo, ungefähr auf halbem Weg zwischen Sofia und dem Meer gelegen, ist ein bulgarisches „Touristen-Mekka" geworden – und der Zarewez sein Hauptanziehungspunkt. Tagtäglich, insbesondere zur sommerlichen Reisezeit, „pilgern" Tausende durch seine wiedererbauten Tore hinaus zum größten archäologischen Museum Bulgariens unter freiem Himmel. Wer, was den Termin seiner Reise betrifft, Glück hat, der kann – bei den alljährlichen Historienspielen der „Szene der Jahrhunderte" – geschichtliche Geschehnisse am historischen Ort nacherleben, zum Beispiel die Oper über den Bauernzaren „Iwailo", das Drama über „Iwan Schischman" oder...

Helmuth Pelzer



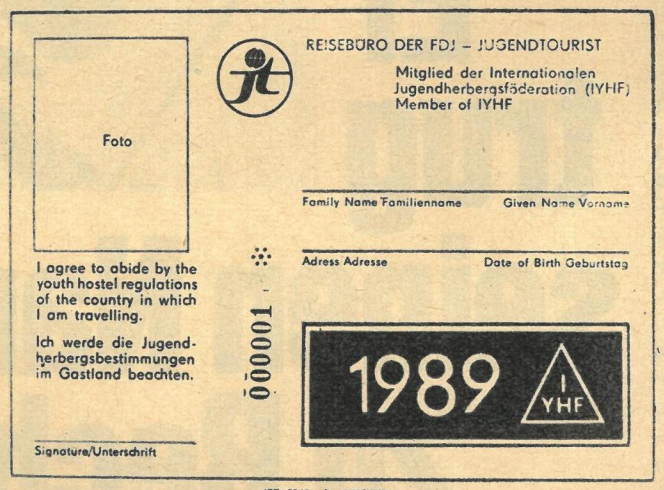
ist er bis in eine Höhe von 90 Metern mit dem Fundament verspannt. Ein 54,5 Meter langes Stahlrohr bildet den Antennenmast. Es verjüngt sich von 11,60 auf 1,60 Meter. Als in der ČSSR das zweite Fernsehprogramm eingeführt wurde, bekam die Spitze noch eine glasfaserverstärkte Verlängerung von 17 Metern. Wie unsere Skizze zeigt, führt eine moderne Seilbahn auf den Gipfel. Von der Talstation aus ist er so in drei Minuten zu erreichen. Während die Seilbahnfahrgäste steil emporschweben, „wedeln" zur Winterzeit beherzte Abfahrtsläufer auf ihren Alpinskiern die teilweise schwierigen Pisten dieses hervorragenden Wintersportareals hinab. Bergsteiger sind hier zu jeder Jahreszeit zu beobachten. Anfänger schwitzen das erste Mal, alte Hasen festigen ihre Kondition. Bei guter Sicht lohnt den Aufstieg ein weiter Blick über die Jizerské hory, das Isergebirge, mit dem 1124 Meter hohen Smrk bis hin zur 1602 Meter hohen Sněžka im Krkonoše, dem Riesengebirge. Und wer diese Aussicht bei einer Tasse guten Kaffees genießen möchte – bitte, prosim! Am Fuß der Ještěd-Nadel laden ein Panorama-Restaurant, ein Café, eine Bar und ein Selbstbedienungsbüfett zum Verweilen ein. Nur das liebe Auto, es muß unten bleiben. Doch gelangt man mit dem Pkw immerhin von Na Výpřeži (siehe Skizze) bis auf den kleinen Bergsattel zum Restaurant „Ještědka" (mit Parkplatz), also fast unter den eigentlichen Berggipfel.

Volker Hempel

„Sesam, öffne dich!"

Einen neuen Service bietet das Reisebüro der FDJ „Jugendtourist" vor allem für jene Jugendlichen, die Reisen ins Ausland individuell unternehmen und dort in Jugendherbergen übernachten wollen: den Jugendherbergsausweis. Er ermöglicht seinem Inhaber die bevorzugte Aufnahme in Jugendherbergen der Reiseländer. In einer Reihe von Staaten wird bei seiner Vorlage dem Inhaber eine Übernachtungspreis-Ermäßigung gewährt. Der Jugendherbergsausweis wird auf Empfehlung der Internationalen Jugendherbergsföderation (IYHF – International Youth Hostel Federation), ausgegeben. „Jugendtourist" gehört ihr seit 1985 an. Die IYHF wurde 1932 in Amsterdam gegründet. Sie verfügt über 5317 Herbergen mit 375 000 Betten. Mitglieder des Verbandes sind 56 Nationale Assoziationen auf allen fünf Kontinenten, u. a. auch die ČSSR, die VR Bulgarien, die VR Polen und die Ungarische Volksrepublik. Allein der bulgarische Touristenverband ist mit 50 seiner schönsten Touristenheime und Herbergen am IYHF-Fonds beteiligt. Der jeweils für ein Kalenderjahr gültige Ausweis ist beim „Jugendtourist"-Service der Bezirksstellen des FDJ-Reisebüros erhältlich und kann von jedem Bürger der DDR erworben werden: von Jugendlichen (bis 25 Jahre) zum Preis von 10 Mark, von Erwachsenen für 20 Mark. Er ist ausschließlich für die Nutzung von Jugendherbergen im Ausland bestimmt. Er bedeutet keine Veränderung bei der Vergabe und Nutzung von Jugendherbergsplätzen in der DDR.

Manfred Knoll



Er trug seinen Namen zu Recht

Orden „Roter Stern" für deutschen Antifaschisten Bruno Kühn

Moskau (ADN). Das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR hat dem deutschen Antifaschisten Bruno Kühn postum den Orden „Roter Stern" verliehen. Ein entsprechender Beschluß wurde in Moskau veröffentlicht. Mit dem Orden werden der antifaschistische Einsatz Bruno Kühns, sein Mut und seine Standhaftigkeit gewürdigt.

Am 6. Dezember 1988 veröffentlichte „Neues Deutschland" diese Meldung. Wer war Bruno Kühn? FREIE WELT ging dieser Frage nach.

„Zu Bruno paßte sein Name ausgezeichnet: Er heißt Kühn und war auch kühn", schrieb eine Mitkämpferin über ihn. Begonnen hat die Geschichte des Proletariersohnes, dem man später Bravour- und Heldenstücke nachsagt, im Dezember 1901 in einem Berliner Hinterhof. Die Jahre der Kindheit erlebt er wie Hunderttausende seines Herkommens: früh anbrechende Pflichten, zum Unterhalt der Familie beizutragen; Lehrer, die aus den erschöpften Jungen die Müdigkeit mit dem Rohrstock prügeln; nationalistische Aufbruchstimmung 1914 und die folgenden seitenlangen Anzeigen „Für Gott, Kaiser und Vaterland..."

Doch das Gesicht des Bruno Kühn bleibt hell, frisch, offen. Als am 9. November 1918 Hermann Duncker mit einigen Spartakisten die Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers" besetzt, findet die Revolution den Siebzehnjährigen an seinem Platze. Der Hilfsarbeiter im Scherl-Verlag ist dabei, als in einer einzigartigen Metamorphose das reaktionäre Blatt in der Abendausgabe plötzlich den Titel „Rote Fahne" trägt. Für diesen Handstreich fliegen er und seine Freunde später auf die Straße. Doch die Straße ist längst eine andere, zwar beherbergt sie nach wie vor die Elenden und Arbeitslosen, doch ist sie lauter, gebieterischer, kampfentschlossener als vormals.

Der Jugendfunktionär Bruno Kühn gehört ebenso wie seine Schwester Lotte zu jenen, die für die Umbenennung der „Freien Sozialistischen Jugend" in „Kommunistischer Jugendverband" eintreten. Die Partei vertraut ihm die politische Leitung des 1. Unterbezirks (Berlin-Mitte) des KJV an. Arbeitslos umhergetrieben, findet Bruno endlich eine Tätigkeit, die ihn zudem noch geistig aufrüstet. Im Buchversand des Malik-Verlages, geleitet von Wieland Herzfelde, bietet sich ihm die Möglichkeit, die fortschrittliche und revolutionäre Literatur zu lesen.

Freunde und Genossen entdecken an dem Jungkommunisten eine zutiefst anrührende Seite: die Liebe zu Kindern. Ihnen gegenüber verhält er sich achtungsvoll, durchaus ernst in den Unterweisungen und verspielt im gemeinsamen Umhertollen. Die Kinder erwidern diese Liebe und achten in freiwilliger Disziplin die Autorität des Älteren. Pionierleiter will Bruno werden, und die Genossen fügen sich dem Wunsch.

Eine Idee drängt sich auf: Ein Pionierlager muß her! Das ist ein Novum, dem die Regierung mit Gleichmut und die betroffene Bürgermeisterei mit offener Sabotage begegnen. Kein Geld und kein Stück Land für ein rotes Zeltlager! Wieviel kostet ein Pionierlager? Viel! Tausende Arbeiter und Eltern, die Landtags- und Reichtagsfraktion der KPD, die Kinder selbst tragen Mark für Mark zusammen. Bruno Kühn leitet die Aktion und ringt mit Charme und Beharrlichkeit einem Bauern in der Nähe von Templin die Entscheidung ab, Grund und Boden für den Zeltplatz bereitzustellen. „Jungspartakus fährt ins Lager", heißt es im Juli 1928 in der „Roten Fahne".

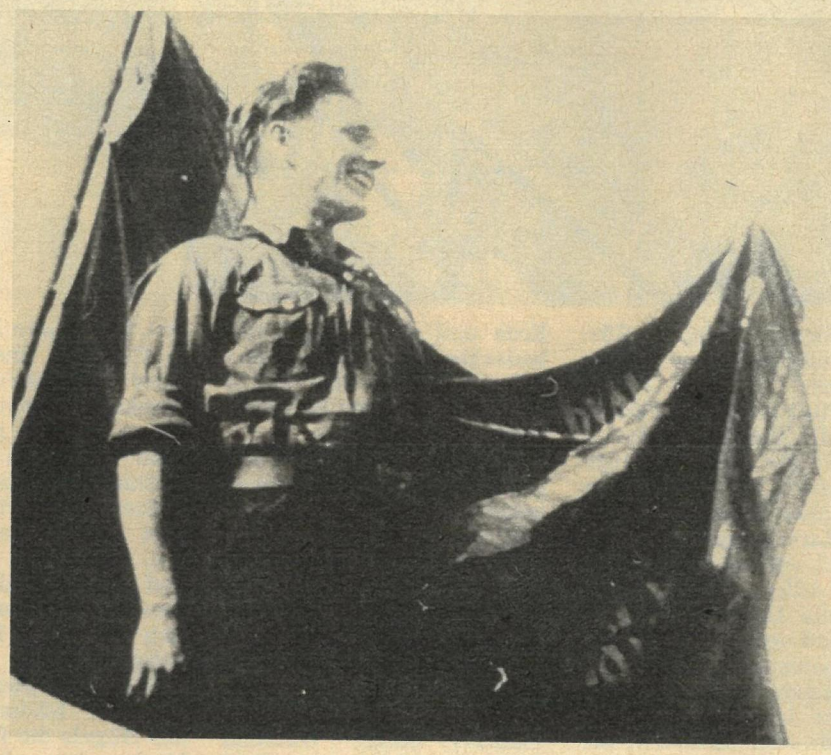
★

In einer Winternacht des Jahres 1933 wird die Wohnungstür zertreten, SA-Männer umstellen das Bett des scheinbar Schlafenden. Bruno Kühn hat ihr Kommen vorausgesehen und alle Unterlagen illegaler Tätigkeit versteckt. In der Papestraße, im Gestapokeller sagt er nur: „Ich heiße Bruno Kühn", mehr nicht. Die Folterer lassen von ihm ab, infolge einer Amnestie wird er mit der Maßgabe entlassen, sich täglich bei der Polizei zu melden. Auf Weisung der Partei verläßt er illegal Deutschland und tritt die Reise nach Moskau an. Schon als Pionierleiter hat er mit Delegationen die Sowjetunion besucht; er liebt das Land und weiß sich nun als Gast für längere Zeit. Der Eindruck von der Nacht, die im eigenen Lande angebrochen ist, bedrückt, und der Gedanke an die zurückgelassenen Freunde quält ihn.

Spanien brennt! Ein Jahr lang kämpft Bruno Kühn in den Reihen der 13. Internationalen Brigade, dann erreicht ihn ein Sonderauftrag. Mit einer kleinen Gruppe soll er im Rücken des Feindes operieren, die strategische Eisenbahnlinie vom Hafen Cadiz ins Innere des Landes stören. Das ist Francos Lebensstrang, Waffen und Mannschaften rollen in ununterbrochener Folge an die Fronten. Im Umkreis dieser Linie morden die Faschisten Tausende Bauern, als fällten sie Bäume für ein freies Schußfeld. Im panischen Schrecken fliehen die Überlebenden nach Castuera, in eine grauenhafte Stille. Gemetzelt liegen Frauen, Kinder, Greise auf den Straßen. Halb wahnsinnig vor Entsetzen fliehen sie weiter und stoßen auf eine kleine Schar bewaffneter Männer, die unter der Leitung eines deutschen Kommunisten steht, genannt Genosse Richard. In der Gruppe ist auch Bruno Kühn.

Was nun folgt, ist unauslöschlich in die Geschichte dieses ungleichen Krieges geschrieben. Bruno Kühn stellt sich den angstgeschüttelten, seelisch geborstenen Menschen in den Weg, hält sie auf, beruhigt sie, sammelt sie um sich und wendet ihre Furcht in unstillbaren Haß. Noch in derselben Nacht werden die Faschisten, die sich vor der Stadt verschanzt haben, in die Flucht geschlagen.

Die Partisanenarmee ist geboren, und Bruno Kühn wird ihr Politkommissar. Diese Armee erhält regen Zulauf aus der Bauernschaft, und der Kommissar weiß um die Gefahren, die einem so großen



Sommer 1928: Bruno Kühn eröffnet das Pionierlager „Klim Woroschilow" (oben)

Spanien 1938: Bruno Kühn, der Partisan

Heer im Hinterland des Feindes drohen, wenn Spontaneität und disziplinlose Mutproben die Schlagkraft lähmen. Die Begabung, die er einst im Zusammensein mit Kindern bewies, wird hier zur Überlebensmaxime: Disziplin muß aus Einsicht und nicht aus Zwang kommen, die Autorität der Führung darf nicht dem militärischen Rang geschuldet sein, sondern der persönlichen Vorbildwirkung. Mitkämpfer bezeugen später, daß die Partisanen ihren Kommissar vergötterten, nicht nur ob seines Mutes, auch um seiner Umsicht wegen. Die republikanische Regierung erkennt die strategische Bedeutung der Partisanenarmee und erteilt ihr den Auftrag, das Städtchen Frias, das durch Verrat einer anarchistischen Abteilung den Faschisten in die Hände fiel, zurückzuerobern. Das heißt: Heraus aus dem Schutz der Berge und Wälder und sich einer offenen Schlacht stellen. Das bedarf einer Vorbereitung, ist die Ansicht Bruno Kühns. In der Nähe von Cuenca finden die Partisanen ein Gelände, ähnlich dem bei Frias. Drei Wochen üben sie den Angriff. An einem Sommermorgen um vier Uhr früh wird Frias genommen. Dann legt Bruno Kühn das Gewehr aus der Hand und kümmert sich um die Versorgung der Bevölkerung.

Seit dem Sommer 1937 detonieren Brücken und Bahnkörper, Francos Nachschub gerät ins Stocken. Der Kampf hat auch andere Formen. Die verkündete Agrarreform muß den letzten Bauern, muß Gebiete erreichen, die der Republikanischen Armee nicht mehr zugänglich sind. Weiß der Landmann um den ihm zugesprochenen Boden, wachsen ihm auch Kräfte zu. Bruno Kühn hat eine Idee. Die Partisanen sammeln Flaschen, verkorken in diese das Agrarprogramm und lassen diese Post mit einem kleinen Wimpel der Republik Spanien den Manzanares hinabtreiben. Die Flaschenpost erreicht viele Adressaten, und Francos Soldateska beginnen diese Flaschen mehr zu fürchten als einen offenen Angriff. Sie zerschießen sie, spannen Netze durch den Strom und veranstalten eine Hetzjagd nach jedem Stück Papier, das von Hand zu Hand geht.

Die Internationalisten und die Republikanische Armee müssen der faschistischen Übermacht, verstärkt durch Hitlers und Mussolinis Truppen, weichen. In geschlossenen Formationen überqueren sie die Grenze, im Rücken den rachedürstenden Feind, vor sich das französische Internierungslager Vernet. Durch Hunger und Durst entgelten die westlichen „Demokraten" das internationalistische Einstehen für ein demokratisches Spanien. Die Sowjetunion interveniert und rettet viele Kämpfer, auch Bruno Kühn.

Zum Lernen und Arbeiten bleiben ihm nur wenige Jahre. Autoschlosser wollte er immer schon werden. Mit dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion endet seine Tätigkeit in einer Moskauer Automobilfabrik. Nun meldet er sich freiwillig zur Roten Armee und trägt den Wunsch vor, im Rücken des Feindes, als Partisan, kämpfen zu dürfen. Das Zentralkomitee der KPD unterstützt ihn dabei. Bruno Kühns Spur verliert sich im besetzten Westeuropa. Später wird bekannt: Klug und wagemutig waren seine Einsätze inmitten der feindlichen Bastion. Als die Gestapo ihn faßte, waren die Prügelknechte sich im klaren, einen ungewöhnlichen Gegner in ihren Händen zu halten. Tod oder Zusammenarbeit, hieß ihr Vorschlag. Nichts kam über seine Lippen, nicht einmal der eigene Name. Und er trug einen Namen, der so gut zu ihm paßte.

Hans Bergmann

Sommer 1928: Abfahrt ins Pionierlager (links)

Sommer 1928: Der Revolutionär Max Hölz (Mitte) besucht das Pionierlager. (Rechts daneben: Bruno Kühn.)

Das letzte Foto 1944: Abschied von der Schwester Lotte

Fotos: privat

Gnadenbrot für die Ärmsten der Armen: Sie hungerten für den Krieg des Kaisers, jetzt bezahlen sie die Zeche des verlorenen Krieges und hungern immer noch. Kapp verspricht ihnen „rücksichtslose Unterdrückung". Die Republik speist sie mit Almosen ab.

In aller Frühe, kurz nach sechs, stürzen würdige Herren aus der Reichskanzlei und werfen sich in ihre Autos, Reichspräsident Ebert und Kanzler Bauer, auch ein Sozialdemokrat, vorneweg. Eine Viertelstunde später marschiert, aufgemalte Hakenkreuze am Stahlhelm, die „Brigade Ehrhardt" durch das Brandenburger Tor. Kaiserliche Standarten flattern im Morgenwind, eine Militärkapelle spielt die alte Hymne „Heil Dir im Siegerkranz", Geheimrat Kapp lüftet seinen Zylinder. Kapp ist der Mann der Stunde. Wer ist Kapp? Ein wilder „Alldeutscher", also ein Verächter der Republik, im Herzen Trauer um Glanz und Gloria der versunkenen Monarchie, im Kopf böse Rache. Im übrigen ein ehrenwerter Bürger, der in Königsberg ein Kreditinstitut leitet und außerdem im Aufsichtsrat der Deutschen Bank sitzt. An diesem 13. März 1920 veranstaltet er einen Putsch. Zu seinen Komplizen zählen außer dem „ewigen Marschierer" Ehrhardt ein General von Lüttwitz und der Hauptmann Pabst, dessen Mordtruppe Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg erschlug.

Kapp verkündet: „Die bisherige Reichsregierung hat aufgehört zu sein." Kapp erklärt alle Parlamente für aufgelöst. Kapp beansprucht nicht weniger als „die gesamte Staatsgewalt" für sich. Kapp schickt einen Emissär nach Holland, den Staatsstreich zu melden und den entflohenen Ex-Kaiser zu fragen, wie er über die Rückkehr der Hohenzollern auf den Thron denke.

Wer rettet die Republik? Die Regierung ist geflohen, zuerst nach Dresden, dann weiter nach Stuttgart und schreit um Hilfe. Die Reichswehr, von Ausnahmen abgesehen, steht Gewehr bei Fuß. Truppe schießt nicht auf Truppe, sagt der General von Seeckt. Und im kleinen Kreis: Wenn hier einer putscht, dann ich.

Wer also rettet die Republik? Die Arbeiter und sonst niemand. Generalstreik im ganzen Land, und in den Streikkomitees sitzen rechte und linke Sozialdemokraten und Kommunisten nebeneinander. Die Putschisten hocken in der Reichskanzlei bei Kerzenschimmer. Ohne Strom, ohne Gas, ohne Wasser.

Nach fünf Tagen flieht Kapp per Flugzeug nach Schweden. Lüttwitz nimmt seinen Abschied, Seeckt verhilft ihm zur Flucht.

Die Herren Ebert und Bauer kehren in ihre Amtssitze zurück. Erleichtert, aber unbelehrt, immer noch mit Blindheit geschlagen.

Ebert setzt Kriegsgerichte ein. Gegen die Putschisten? Gegen die Arbeiter, die ihre Waffen nicht aus der Hand geben wollen. Gegen die Arbeiter, die auf jeden Fall seine politische Existenz, wenn nicht sogar sein Leben gerettet haben.

Ebert erläßt bereits im August 1920 eine Amnestie. Für die Arbeiter? Für die Putschisten.

Die Regierung läßt die Reichswehr auf die Arbeiter los. Seeckt ernennt Kapps Putschisten-Brigade zur „regierungstreuen Truppe". Allein im Ruhrgebiet sterben über tausend Arbeiter, gefallen im Kampf, erschossen an irgendeiner Wand.

Die Regierung ernennt den General von Seeckt zum Chef der Heeresleitung. Die Regierung spricht dem General von Lüttwitz seine ungeschmälerte Pension zu. Von Kapps Ministern und sonstigen Komplizen wird einer, ein einziger, zu Festungshaft verurteilt und nach angemessener Frist begnadigt.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

Mit Blindheit geschlagen

7

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

Lesenswertes zu diesem Beitrag: Annemarie Lange, Berlin in der Weimarer Republik, Berlin 1987.

Mitteilung des Reichsjustizministers an den Reichstag vom 21. Mai 1921 über die strafrechtliche Behandlung des Kapp-Putsches:

Amtlich bekanntgewordene Verbrechen von Putschisten	705
Davon:	
Amnestiert	412
Durch Tod und andere Gründe in Wegfall gekommen	109
Verfahren eingestellt	176
Noch nicht erledigt	7
Bestraft	1

Amtliche Ergebnisse des Ausschusses zur Prüfung des Verhaltens der Offiziere während der Märzvorgänge:

Am Kapp-Putsch beteiligte Offiziere	775
Art der Erledigung:	
Einstellung des Verfahrens	486
Beurlaubung	91
Versetzung	57
Dienstenthebung	48
Disziplinare Erledigung	13
Noch keine Entscheidung	74
Verabschiedung	6

Perlen am Goldenen Faden

Keine Dekoration, Requisiten sind Stuhl, Schal, Mützen. Auf solcher Bühne eine Frau und zwei Männer, begleitet am Klavier. Sie singen, spielen, tanzen, und pantomimisch nehmen sie uns mit ins „Stedtel", die Welt des kleinen jüdischen Dorfes. Ihre Lieder sind jiddisch, in der Sprache, die dem Mittelhochdeutschen verwandt ist, von denen, die sie sprechen, zärtlich Mameloschen genannt. Gastspiel des „Jüdischen Staatstheaters Bukarest" zu den „Tagen der jiddischen Kultur" im kleinen Theater des Berliner Thälmannparks.

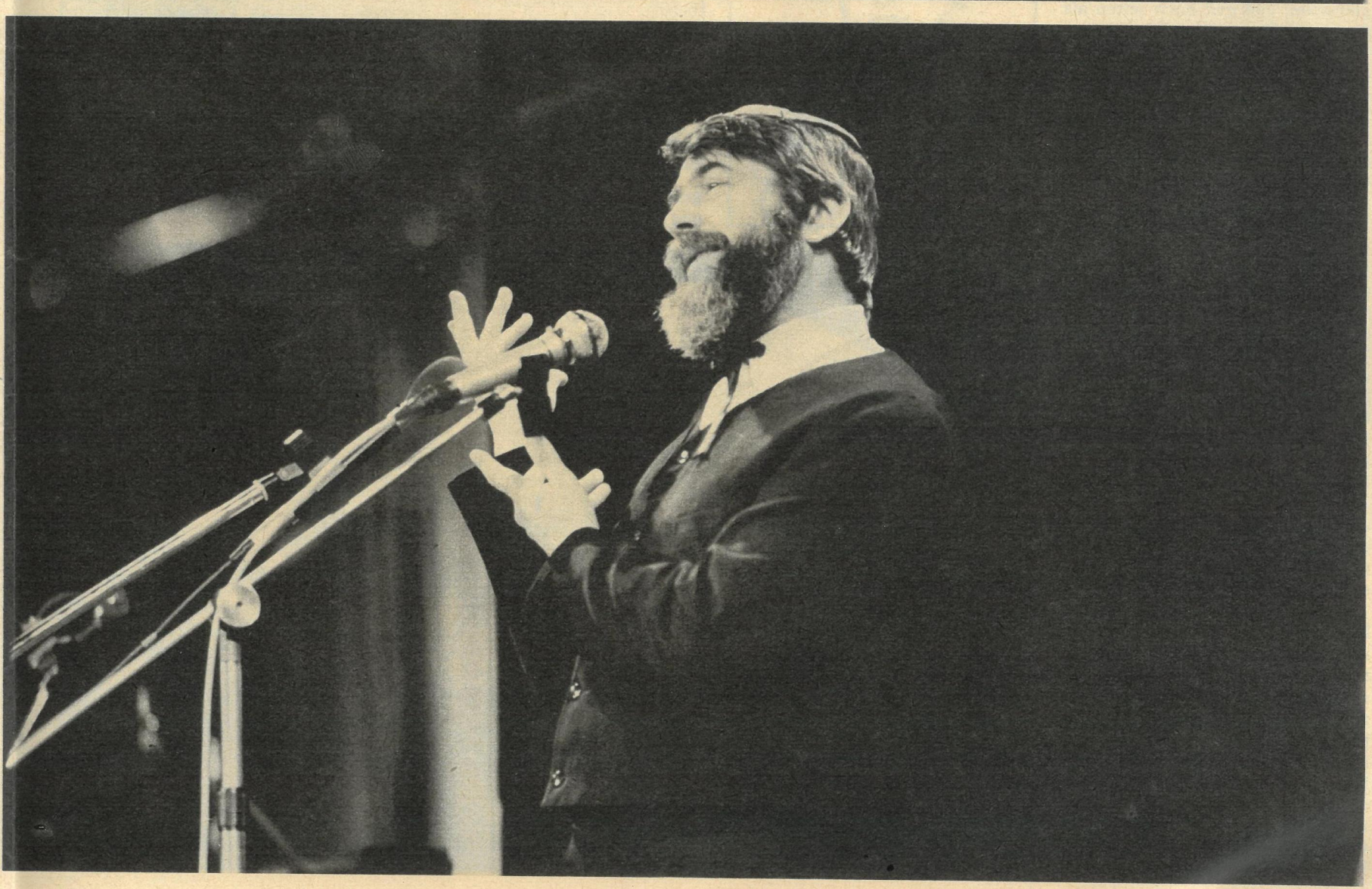
Doss lid is geblibn, nannten Leonie Waldman-Eliad, Rudy Rosenfeld und Eugen Apostol, international berühmte Solisten aus dem Ensemble, ihr fast zweistündiges Programm. Sie verbanden es mit würdigendem Gedenken an Lin Jaldati, die große Interpretin jüdischer Folklore, deren Geschichte seit jeher Hand in Hand gegangen ist mit der Geschichte des Volkes und noch im Tragischen Kraft gab für ein würdiges schöneres Leben. Aber, so heißt es, man soll keine Reden über das jüdische Lied halten, es will nur gesungen und ... angehört sein!

Da dauert es dann nur Minuten, bis das dichtgedrängt im Saal sitzende Publikum von Farben und Zauber gefangen ist. In die Kindheit versetzt wird, die Zärtlichkeit erster Liebe erfährt, dem Mißgeschick trotzt, um den täglichen Erwerb sich müht, von Angst verfolgt, von Verderben bedroht, von Hoffnung erfüllt ist. Drei Künstler, Erzkomödianten, wenn sie nostalgisch oder lyrisch, dramatisch, komisch oder satirisch von eigenem oder von anderem Geschick singen, die geschliffene Waffe des jüdischen Witzes auch gegen die „Wunder" des Rebbe schwingen, der glaubte, den Streit eines Ehepaares zu schlichten. Aber dann... „Sie haben sich nicht mehr gezankt, sie haben sich geschlagen!"

Der Applaus am Ende dankte für einen ungewöhnlichen Abend, für die Begegnung mit einer reichen Volkskultur. Und spätestens an dieser Stelle werden sich Theaterfreunde an das erste DDR-Gastspiel des Jüdischen Theaters Bukarest 1977 im Berliner TIP erinnern. Damals zeigte die gesamte Truppe drei ihrer erfolgreichsten, schon in vielen Ländern bejubelten Aufführungen. Scholem Alejchems „Tewje, der Milchmann", die dramatische Legende „Der Dibbuk" von Scholom Anski mit Leonie Waldman-Eliad und Rudy Rosenfeld in den Hauptrollen sowie die literarisch-musikalische Revue „Der Goldene Faden", die von der eigenen, schönen, schmerzhaften Geschichte dieses Theaters berichtet. Auch Emanuel Mihailovici, heute sein Chefdramaturg, spricht voller Stolz davon, daß es das älteste professionelle jüdische Theater der Welt ist. Abraham Goldfaden hatte es 1876 im ostrumänischen Städtchen Iasi gegründet. Sein erstes Domizil war ein Gartenlokal. Das Theater wollte Autoren jiddischer Sprache Heimstatt sein, jiddische Folklore und ihre humanistische Tradition pflegen. Selbst in der Zeit grausamster Judenverfolgung durch das faschistische Antonescu-Regime brach es nicht mit dieser Haltung, leistete und unterstützte den Widerstand, arbeitete weiter. Im sozialistischen Rumänien erhielt es dann, wie andere Kulturensembles der im Lande lebenden Nationalitäten, den Rang eines staatlichen Theaters. Seither, sagt Mihailovici, haben wir 180 Stücke herausgebracht, von Lessing und Büchner, Friedrich Wolf, Brecht, Molière, Dürrenmatt, Kishon und Woody Allen. Werke der jüdischen Literatur, des klassischen und modernen Welttheaters bestimmen den Spielplan, die nächsten Premieren stehen ins Haus. „Die spanische Ballade" nach Lion Feuchtwanger und „Die Zauberin", ein Musical mit Texten, die einst der Vater des Theaters schrieb – so reißt der Goldene Faden nicht ab.

Lieder und Lebensweisheiten aus dem „Stedtel" – Wer schläft, sündigt nicht, aber seine Träume!" Eugen Apostol (rechts), Rudy Rosenfeld (links) und Leonie Waldman-Eliad (oben).

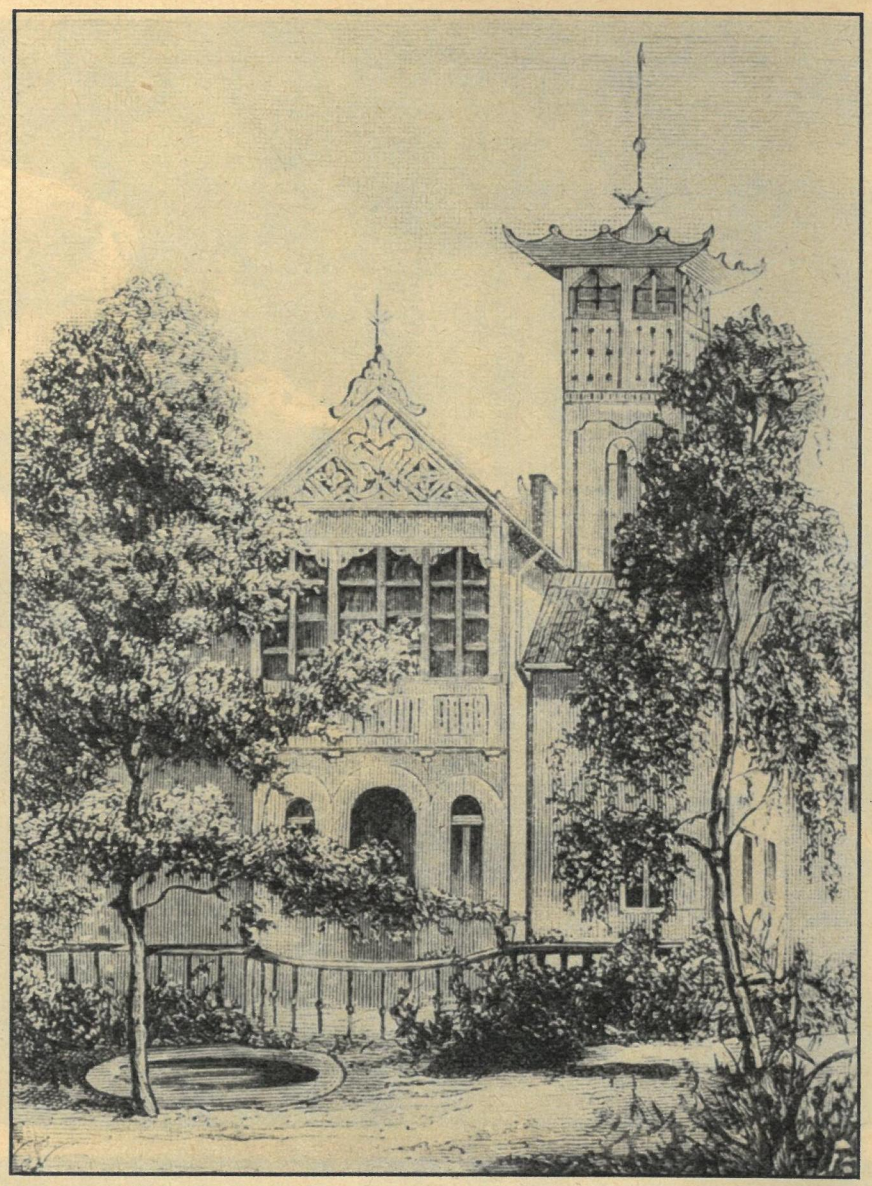
Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Fotos)



Schlaflose Nächte

Sonderbar, literaturgeschichtliche Abrisse haben unter dem Stichwort „Romantik“ kaum mehr als ein paar Zeilen für ihn übrig. Immerhin gilt er als Vater des polnischen Romans. „Derjenige, der den Hunger nach Büchern in Polen weckte und stillte und der damaligen Frau einen polnischen Roman anstatt französischer Liebesromane in die Hand gab, zumindest ihn aber neben diese Liebesromane legte, war vor allem Józef Ignacy Kraszewski, der sich sämtliche Gebiete der erzählenden Prosa eroberte und sie kultivierte“, sagte fünfzig Jahre nach ihm ein mit seinem Werk vertrauter Landsmann. Vielleicht hat er sich durch die Zahl seiner Hervorbringungen der Anspruchslosigkeit verdächtig gemacht? Zweihundertdreiundzwanzig Romane, dreihundert Erzählungen, unzählige Aufsätze, Reisebeschreibungen, Abhandlungen, Artikel, dazu zeichnete und malte er noch, wo immer er war, und es hat ihn weit umhergetrieben; viel galt noch selten als Synonym für gut, und besondere Popularität hat nicht immer den Geschmack des Erlesenen. „Er schrieb in Eile, oft schludrig; seine lebendige Sprache, die mitunter auch die Höhen des Ausdrucks erreichte, ...war manchmal unkorrekt“, meinte der Kenner. „Zur sogenannten Komposition, zur Vertiefung fehlte Kraszewski die Zeit. Er nahm für sich nicht in Anspruch, elegant und vollkommen zu sein... Doch wie man zu Recht bemerkt hat, steht der Name Kraszewski nicht für einen Schriftsteller: er steht für eine Einrichtung zur Ausbreitung der nationalen Kultur.“

Quelle alles Schreibens waren Kraszewski (1812–1887) seine Gegenwart mit ihrer Explosivität – herrührend aus der Teilung Polens unter Rußland, Preußen, Österreich und dem revolutionären Befreiungskampf der polnischen Patrioten –, das Leben und die Bräuche der Polen und die Historie als „Gedächtnis der Völker“. Schlaflose Nächte – so auch der Titel seiner Lebenserinnerungen – bereitete ihm ein Leben lang das Schicksal seines Landes. Neunundzwanzig Romane zählt sein Zyklus über polnische Geschichte von ihren Anfängen bis zur sächsischen Königsherrschaft der Wettiner. August spielt denn auch eine „starke“ Rolle in einem der letzten Bände: „Gräfin Cosel“ ist heute noch eines der zerlesensten Bücher auch in hiesigen Bibliotheken. Glanz und Elend der resoluten Mätresse gehen manchem zu Herzen und greifen gleichzeitig auf sachliche Fakten zurück. Historisch Verbürgtes in belletristischer Verkleidung, das sind Kraszewskis Bücher oft: „In der allereinfachsten Bedeutung ist ein Roman jeder Art das Bild einer beliebigen Epoche der Welt oder des Lebens, die nicht mit dem großen sammelnden Auge des Historikers, sondern mit einer ins einzelne gehenden flämischen mikroskopischen Pupille gesehen ist“, schreibt er in seiner Abhandlung über polnische Romanciers. Die Literatur als Blüte des Lebens soll zum Volk in seiner Sprache und mit seiner Vor-

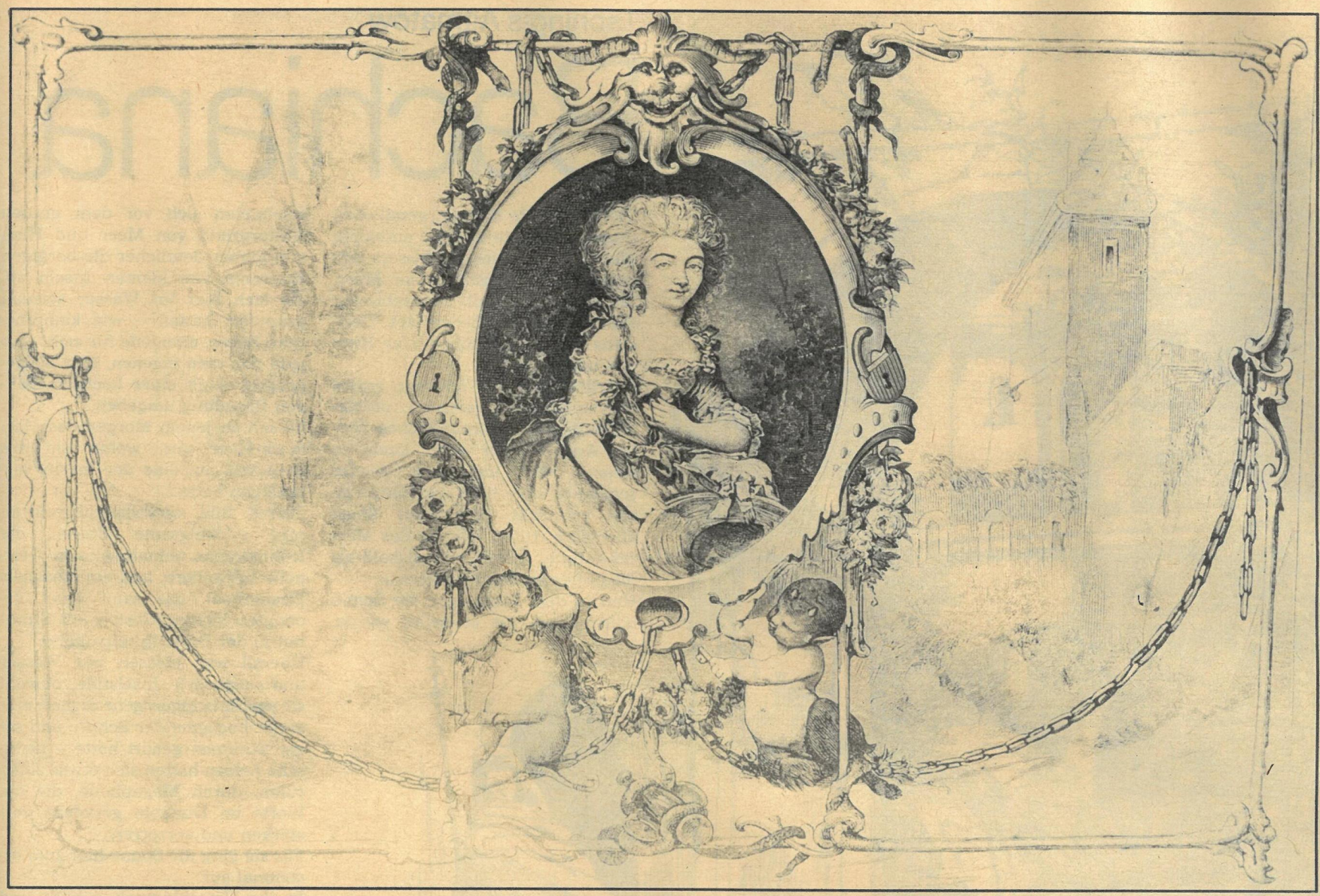


Bilder von Kraszewskis Hand:

Selbstporträt, 1844 (links)
Dresden, Nordstraße 28, Kraszewskis Wohnsitz von 1873 bis 1879 (oben)

Kraszewskis Gut Kisiele (unten)
Schloß Stolpen und Porträt der Gräfin Cosel, 1881 (rechts oben)

Stahlstiche zu den „Erinnerungen an Polesien, Wolhynien und Litauen“, 1860 (rechts unten)



stellungswelt sprechen, nicht nachahmen, sondern eigen, national sein. Und: Es genügt nicht, eine Oberfläche zu erfassen, der Künstler muß sich in seinen Gegenstand einfühlen, ihn kennen, „man muß sich vielleicht nach ihm sehnen…“ Politische Tätigkeit treibt den Schriftsteller, Journalisten, Verleger und ehemaligen Gutsbesitzer nach dem Ausbruch des patriotischen Januaraufstandes 1863 ins Exil; so entgeht er der Deportation nach Sibirien, wo sein Schwiegersohn als Verbannter und seine Tochter Konstancja sterben. Kraszewski nimmt Quartier in Dresden, wird 1869 sogar sächsischer und nach der Reichsgründung von 1871 deutscher Staatsbürger. Doch machen ihn seine Sympathien für Frankreich – schließlich arbeitet er tatsächlich für den französischen Geheimdienst – auch hier den Herrschenden um Bismarck nicht beliebt. 1883 wird er in Berlin verhaftet, sitzt im Moabiter Untersuchungsgefängnis ein, das Leipziger Reichsgericht verurteilt ihn 1884 wegen Hochverrats zu dreieinhalbjähriger Festungshaft in Magdeburg. Gegen hohe Kaution erkauft er sich 1885 noch eineinhalb Jahre Freiheit, er stirbt im März 1887 in Genf. Seine Beisetzung auf dem Krakówer Wawel wird als die eines Nationalhelden begangen.

„Ich gestehe gern, daß ich so viele Fehler begangen habe und mein Leben, trotz des täuschenden Scheins, eine Kette von so vielen unglücklichen Irrtümern war, daß ich mit Widerwillen daran denke. Ein zweites Mal möchte ich ein solches Leben nicht leben“, schreibt er in schlaflosen Nächten in der Festungshaft. An freundlicherem Ort hätte er vielleicht anders darüber gedacht.

Constanze Treuber (Text)
Detlef Christel (Reproduktionen)

Die Zeichnungen Kraszewskis reproduzierten wir in einer Ausstellung des Warschauer Literaturmuseums „Adam Mickiewicz“ im Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Tschingis Aitmatow

Bachiana

„Die Gottesmutter im Schnee" wird der nächste Roman von Tschingis Aitmatow heißen, dessen Erscheinen „Nowy Mir" bereits für Ende 1989 ankündigt. Er müsse das alles erst zu Ende bringen, bevor er mehr darüber sage, gab er uns zur Anwort, als wir ihn fragten, womit sich dieser Roman befassen würde (vergl. FW 25/88). Aber Aitmatow versprach FREIE WELT einen Vorabdruck zur Verfügung zu stellen. Hier ist er, und wie immer hat ihn Charlotte Kossuth freundlicherweise für uns übersetzt.

Die Sonne, die den morgendlichen Dunst zerstreute und die entblößte Weite des graublauen Wassers aufglänzen ließ, entstieg dem Meer. Ein glühender Ball, so strebte sie über dem öden Strich des Horizonts höher und höher. Der Himmel tat sich auf.

Spärliche bunte Wölkchen, reglos überm Horizont verstreut, verhießen ruhiges und freundliches Wetter. Auch Wellen waren kaum zu sehen. Nur hin und wieder schäumte unverhofft der Kamm einer versteckt gewesenen Woge über dem trüben Wasser des Meeres auf und entschwand alsbald als flüchtiger weißer Federstrich.

Und in dem Maße, wie die Sonne höher stieg, wie es heller wurde, zeichneten sich vor dem grauen Hintergrund von Meer und Himmel immer deutlicher die bergigen Konturen von kleinen Inseln ab, die sich hier im Wasser seltsam gruppiert hatten – wie kampfbereite Stiere, eine jede für sich, eine jede von dem eigenen, klar ausgeprägten Ring einer hochschießenden Brandung umgeben.

So sah an jenem Morgen das Marmara-Meer aus, wohin sie das Schicksal auf eine der Inseln verschlagen hatte…

Dieses Bild vervollständigten einige schweigsame Möwen, die frühmorgens teilnahmslos in Ufernähe schwebten, und ein einsames Fischerboot, das samt einer gebeugten kleinen Gestalt mit Strohhut in der Dünung schaukelte.

Überall war Wasser, nur Wasser und ungestörte Inselstille, obwohl sie nachts langgezogene Signale einander begegnender Schiffe und sogar Stimmen gehört hatte – türkische Lotsen hatten sich etwas zugerufen, durch Megaphone, die die Worte im Dunkeln geradezu verstärken und verzerren.

Für sie ging die Sonne hier zum erstenmal auf.

In ihr Umschlagtuch gehüllt und sich in den Strahlen wärmend, saß sie reglos da, hatte die Schöße ihres Kleides unter sich geschoben und die hohen Knie ans Kinn gezogen. Mutterseelenallein kauerte sie so in dem breiten steinernen Portal der alten Klosterkirche, deren hinfällige, von starrem Efeu überwucherte Fassade auf die Anlegestelle blickte – bis dahin waren es nur ein Dutzend Schritte. Noch nie hatte sie so eine Kirche gesehen – unmittelbar am Meer. Wer hierher zum Gottesdienst kam, ging wahrscheinlich gleich vom Landungssteg durch die offene Tür zum Altar. Und als am Morgen die Glokken ertönten, vernahm sie einen ungewohnten Zusammenklang – gemessen-ehernes Glockengeläut, das lange über ihrem Kopf nachklang, und die geschmeidigen Schläge der Brandung gegen das Ufer. Wegen ihrer bergigen, steilen Hänge bot die Insel ziemlich wenig Raum, doch war sie noch von byzantinischen Meistern erschlossen und für Jahrhunderte bebaut worden. Alles, was hier aus Stein errichtet war – die Klosterfestung und die hohen schmalen Häuser, die sich stufenförmig bergauf reihten – und alles, was auf dem kieselharten Boden gedieh – die zahlreichen Feigenbäume, die gruppenweise, dicht belaubt fast unter den Wänden hervorwuchsen, braune Weinreben und blühende Olean-

dersträucher inmitten der Steine – hatte viel Arbeit und Zeit gekostet. Davon zeugten die fast an die Festungsmauern gelehnten uralten Zedern mit ihren mächtigen Ästen und die in ihrer Straffheit makellosen Zypressen, die fast so hoch waren wie die Kirche. Die einzige kurze Straße kam von der Anlegestelle und ging in einen gewundenen harten Pfad über, der höchstwahrscheinlich die ganze Insel umrundete.

Es roch nach Meer – nach jodhaltiger Feuchte – und von der Erde her nach sich erwärmenden Steinen und dem Laub der Bäume… Schließlich gab es auf der Insel noch ein Maultier, vielleicht ein einziges, sonderbares, altes. Wie verzaubert stand es reglos in der Nähe der Anlegestelle – mit leeren Körben auf dem Rücken, die zu beiden Seiten hin festgebunden waren. Niemand war bei ihm. Da stand es nun, das Ärmste, und wartete auf seinen Herrn oder auf eine Traglast, die vom Meer kommen mußte… Wozu sonst sollte es hier herumstehen?

Das war nun die Welt, wohin sie so lange unterwegs gewesen, wohin sie ihren sterblichen Leib geschleppt und dabei das Leben eingesetzt hatte, denn der Preis für den zurückgelegten Weg konnte nur das Leben sein, etwas anderes als ihr eigenes, in ihr selbst beschlossenes Sein, und eine gewisse, im Laufe ihres kurzen Lebens gewonnene Erfahrung besaß sie nicht.

Als sie Istanbul erreicht hatte, war ihr nur eins noch geblieben – eine einzigartige alte Perlenschnur, die sie bei sich trug, um die Fahrt übers Meer bezahlen zu können. Jetzt war sie auch dieser Last ledig. Alles, was sie hinter sich gelassen hatte, was alle von jeher als unbestrittenen Sinn des menschlichen Seins anerkannten und was gestern noch keinerlei Zweifel an der Vernünftigkeit und Notwendigkeit einer solchen Lebensordnung aufkommen ließ, alles, was auch nach ihrer Auffassung das Ziel der Existenz auf Erden gewesen war, glich nun einem sonderbaren, abstoßenden, aber soeben vergangenen Traum, an den zu denken, zu dem – selbst nur in flüchtigen Erinnerungen – zurückzukehren, sie nicht den geringsten Wunsch verspürte…

Alles Einstige hatte sie verworfen, hatte sie so entschieden aus ihrem eigenen Leben verbannt, daß sie sich jetzt selbst nicht hätte beantworten können, von welcher Seite sie hierher auf die Insel gekommen war, so als hätte die Wirklichkeit, die es vorher gegeben – da sie sie nicht anerkannte –, völlig aufgehört zu existieren; und war es nicht gleichgültig – dieses Vergangene, Einstige, Dahingegangene oder wie man jenes restlos Verworfene nennen mochte, war es nicht ebenso gleichgültig, in welcher Richtung Istanbul zurückgeblieben war, ihr letzter Herkunftsort, wo es ihr gelungen war, einen alten türkischen Bootsführer zu bewegen, sie für diese Perlenschnur überzusetzen? Von nun an war jenem Leben ein unwiderrufliches, absolutes Ende gesetzt. Ein totales Ende, als wäre es der Tod.

Jetzt also saß sie geduldig auf den Steinstufen zum Eingang in die menschenleere Kirche, die nur zu feierlichen Anlässen geöffnet wurde, denn wie sie erriet, während sie den Stimmen im Klosterhof lauschte, verrichtete man die täglichen Gebetsübungen offenbar in einem besonderen Raum unweit der Nonnenwohnräume.

So vermutete sie, denn sie war noch nie hinter den Mauern eines Klosters gewesen und auch nicht bestrebt, ohne Aufforderung dorthin vorzudringen, also wartete sie demütig, wie über ihr Schicksal entschieden würde.

Äußerlich zeigte sie keine Besorgnis. Sie wußte, hielt es für ihr Schicksal und war damit einverstanden, daß sie hier ihre letzte Bleibe auf Erden finden würde. Jenseits dieser Insel ersehnte sie nichts mehr für sich. Und als plötzlich hoch am Himmel, immer lauter werdend, Getöse von Flugzeugen erscholl, die – kaum erkennbar – in abgezirkelten Dreiecken flogen, jeweils drei in einem Verband, unbekannt, woher und wohin, rührte sie sich nicht einmal, hob auch nicht den Kopf, wie sie es früher getan hätte, machte sich weder Sorgen, noch empfand sie Neugier, denn das spielte sich außerhalb der Insel ab und hatte zu ihr keine Beziehung mehr. So blieb sie bis zuletzt sitzen, ohne das Gesicht zu heben, die Flugzeuge aber flogen unmittelbar über die Insel hinweg, ihre Silhouetten wurden immer schmaler, und sie trugen das abschwellende Getöse mit sich davon.

Die Sonne stieg höher und höher übers Meer, und schließlich brach der neue Morgen an. Der Tag begann. Noch hatte sich niemand für sie interessiert, bis auf den schweigsamen, verschlafenen Glöckner, der sich vor einer halben Stunde durch eine Seitentür in den Glockenturm begeben und etwas gebrummt hatte, wohl guten Morgen, und eine von ihr bei der Ankunft zufällig entdeckte bulgarische Landsmännin, die Nonne Iwanna, die sie, so gut sie konnte, in ihre Obhut genommen und über Nacht bei der Pförtnerin untergebracht hatte. Frühmorgens hatte sie sie hierher zur Kirche geführt und warten geheißen.

Indessen vollzog sich hinter den undurchdringlichen Mauern des Klosters der heiligen Jungfrau von Byzanz – so hieß der Insel-Wohnsitz der Himmelsbräute – vom frühen Morgen an das von Jahrhundert zu Jahrhundert geregelte gemeinschaftliche Leben der Klosterschwestern. Wie stets endete auch dieser Morgen mit den Anordnungen, die die Klostervorsteherin selbst, die Äbtissin Mitrodora, für den Tag traf. Es war die übliche Beratung über die laufenden und anderen unaufschiebbaren Angelegenheiten in ihrer Kanzlei.

Alle Weisungen und Instruktionen für diesen Tag hatte sie bereits erteilt, und die Vollzieherinnen, die Nonnen, begaben sich an die Arbeit, da bemerkte die Äbtissin Mitrodora, während sie die Augen von den Papieren hob und zugleich die Brille beiseite legte, daß eine von ihnen, die Küsterin Feodora, mit sichtlich abwartender Miene an der Tür zögerte.

„Nun, was gibt's Mütterchen?" sagte die Klostervorsteherin, ihre Unzufriedenheit verbergend, sie wollte jetzt eigentlich allein bleiben, um ein Buch zu Ende zu lesen.

„Ist wieder mal was nicht recht?"

Die Nonne überwand ihre Verlegenheit und trat demütig näher. „Verzeihung, ehrwürdige Mutter, ich muß es Ihnen aber sagen – die Pilgerin wartet darauf, daß Sie ihr Ihre Gunst erweisen." „Was für eine Pilgerin? Ich sagte doch schon gestern, ihr sollt sie zurückschikken. Warum ist sie hier?"

„Ich weiß, ehrwürdige Mutter, und es hätte sich auch bereits eine Gelegenheit geboten. Das Postboot ist abgefahren. Doch sie hat nicht auf uns gehört. Sie blickt uns nur schweigend in die Augen, als wäre sie schwer von Begriff oder geistesabwesend. Aus Bulgarien ist sie gekommen, stellen Sie sich das vor… allein war sie unterwegs, in fremden Landen, dabei ist sie so jung… Bestimmt nicht, weil es ihr zu gut ging…" „Natürlich nicht", griff die Klostervorsteherin rechtzeitig das Gespräch auf. „Doch wir können nicht alle Leidenden auf unserer kleinen Insel aufnehmen. Alles hat seine Grenze. Und dann – wer weiß, ob sie im Namen des Herrn gekommen ist, um ihre Seele zu retten, oder um die Unbilden des Schicksals abzuwarten. Wurde ihr nicht gesagt, daß man zu uns ins Frauenkloster nur nach schriftlicher Verständigung kommt, mit unserer Einwilligung, und auch nur auf Bitten der Pfarrämter? Wer aber ist sie, woher kommt sie? Das weiß doch niemand." Die alten Nonnen verstummten. Die Äbtissin Mitrodora rieb sich die gerunzelte Stirn und blätterte in den Papieren auf ihrem breiten Tisch. Sie wartete, was die Küsterin noch sagen würde, die als Psalmenleserin beim Lobgesang stets gebraucht wurde und deren Bitte sie nicht ohne weiteres ablehnen durfte, die aber auch begreifen mußte, daß jeder überzählige Mund zur Zeit eine lästige Bürde war. Es war Krieg zwischen den Staaten. Und obwohl sie auf ihrer Insel abgeschieden lebten und unberührt von den kämpfenden Seiten, so befanden sie sich doch nicht auf einem anderen Planeten. Ihr Leben wurde von Tag zu Tag schwerer. Die Kirchen auf dem Festland waren verunsichert – Gottes Wort war im Preis gefallen, die Strudel des Krieges rissen die ganze Welt in ihren Sog, dafür stiegen die Preise auf den Märkten höllisch, und die Versorgung war kärglicher geworden. Wahrlich, der Ekklesiast hatte recht: Niemand ist eine Insel. Bedenkt man aber, was an den Fronten geschieht – wie mag sich dort ein Mensch fühlen, der doch einst ins Leben getreten ist!…

Solche Gedanken verdunkeln ihre Miene, spiegeln sich in ihrem Blick. Die noch immer schöne, ein wenig zur Fülle neigende, stattliche Äbtissin mit ihren schwarzen Brauen, den klaren braunen Augen und dem Anflug von schwarzem Flaum über der Oberlippe war majestätisch in ihrer Besorgnis. Finster blickte die Herrscherin des Klosters, sie konnte sich zu keiner Antwort entschließen, neigte eher dazu, auch diesmal überflüssige Sorgen zu vermeiden.

Die Küsterin Feodora indessen, kerzengerade und dürr wie eine echte Asketin, hatte sich zur Seite gewandt, blickte durch das Fenster aufs Meer und dachte über das Gesagte nach.

„Wir haben es ihr erklärt, haben es gesagt, natürlich." Mit einem Seufzer wandte sie sich der Äbtissin zu und setzte das unterbrochene Gespräch fort. „Dennoch: Am Klostertor steht eine verirrte Seele. Was soll man davon halten? Ist es Zufall oder der Wille des Herrn? Schwer zu sagen. Zu Fuß aus Bulgarien, quer durch die Türkei, übers Meer…"

„Das ist's ja, wir befinden uns im Meer und nicht an einer befahrenen Straße", warf die Klostervorsteherin ausweichend ein, ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden, und setzte bereits ohne ersichtlichen Zusammenhang hinzu: „Vorgestern sind deutsche Schiffe ins Schwarze Meer eingedrungen. Die Geschütze trugen keine Überzüge, alle Rohre waren feuerbereit. Angst und bange wird einem. Ich bin sicher, daß sich U-Boote auch hier bei uns tummeln. In Rußland bricht alles zusammen. Rings um uns liegen die Völker im Krieg. Tag und Nacht dröhnen Flugzeuge am Himmel. Allein der Allmächtige weiß, was die Welt noch erwartet."

Dann verstummte sie, entsann sich, wovon die Rede war, und ihre Miene wurde milder. „Setz dich, Mütterchen, was stehst du."

Feodora ließ sich auf dem Rand des Sofas nieder, legte die Hände abwartend in den Schoß und sah sie aufmerksam an.

„Wer ist sie denn? Was hat sie im weltlichen Leben gemacht?" wollte die Äbtissin wissen.

„Sie war Lehrerin."

„Aha. Und wie heißt sie?"

„Bachiana."

Fortsetzung auf Seite 41

Zeichnung: Klaus Müller

HUMOR ★ Isegrimmiges

Ich werde kein Narr sein, sagte der Wolf, und lasse mich von dem Schaf beißen. Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb. Lichtwer

Der Reinfall

Ein grauer Wolf, der auf Pirschgang war,
begab sich abends in die Bar.
Er hatte Lust auf einen Drink
und auf ein hübsches junges Ding –
Ein „Rotkäppchen mit sex appeal",
das war für diese Nacht sein Ziel.
Er tat sehr jung und gab sich locker,
sprang forsch am Bartisch auf den Hocker,
verlangte – selbstverständlich Sekt –
obwohl ein Pils ihm besser schmeckt,
doch – dacht' er – um zu imponieren
muß man schon etwas investieren.
Da sah er S i e – ein tizianroter Schopf
umkoste keß den sündhaft schönen Mädchenkopf
und mit betonter Eleganz
bat er sie um den nächsten Tanz.
Sie rockten heiß bis gegen zwei,
dann war abrupt der Spaß vorbei.
Und „Rotkäppchen" – ein wenig später –
entwischte mit dem Jazz-Trompeter. Wolfgang Klett

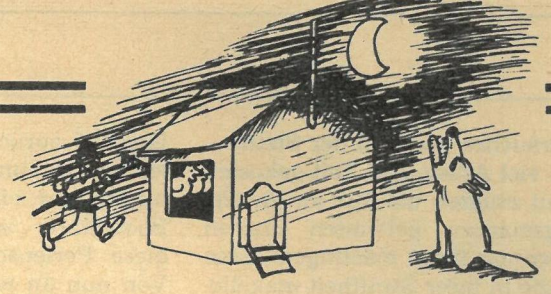
Rotkäppchen...
... und muß ich so dich
wiederfinden? Schiller

Pawelec

Zum Heulen

Der Wolf, ausgehungert und verdrießlich, lag auf der Lauer. Endlich erspähte er das bekannte rote Käppchen. „Was willst du von mir?" fragte das Mädchen. „Fressen werd' ich dich!" antwortete der Taugenichts. Doch dann schnupperte er, nieste und sprang entsetzt zurück: „Was riechst du gräßlich! Meine Frau fraß einst einen alten Raucher. Kurz darauf war sie gelähmt und starb unter schlimmen Qualen. Du bist völlig ungenießbar!" „Aber", heulte die Kleine, „schließlich bin ich schon dritte Klasse und will nicht, daß die aus der zweiten mich auslachen, weil ich immer noch Nichtraucher bin!"

W. Barsow



Pál Peterdi

Platte à la Snob

In einer Nebenstraße der Budapester City hat neulich die Gaststätte Paschalik ihre Pforten geöffnet, die die Kundschaft mit bulbulischen Spezialitäten anzulocken versucht. Der Hausherr, Schafir Karakan, empfing uns, in eine farbenprächtige Volkstracht gehüllt, an der Tür. Er verbeugte sich tief und berührte mit dem ausgestreckten Zeigefinger kurz unsere Kniescheiben, was in gehobenen bulbulischen Kreisen höchste Hochachtung ausdrückt. Als er sich aufrichtete, trafen sich

Kunstgewerbe

Schweinekopf aus Tortenguß,
Marzipan in Löwenmähnen;
doch der lächerlichste Stuß:
Wolf mit Pfefferkuchenzähnen.

R. Pöhlig

Wolfserklärungen

Ich, lupus der Wolf,
möcht hiermit erklären,
daß all diese dummen,
abscheulichen Mären,
die manch einer so
über mich spinnt,
rein grimminelle
Behauptungen sind.

Pöhlig

Die Sitte aber, sollt ihr
wissen, folgt dem Urteil
nicht, sie folgt dem
Vorurteil.

Gutzkow

Es hat ein Wolf
ein Schaf gefreit.
Ich kenn das Schaf.
Der Wolf tut mir leid!

M. Hinrich

Der Schafswolf

Ein Wolf hatte einen Schafspelz. Weil aber die Schafe Wölfe im Schafspelz schon von weitem erkannten, machte er sich noch eine täuschend ähnliche Gesichtsmaske, übte den Gang der Schafe – und wenn das Rudel nicht zu Hause war – auch das Blöken.
Mit seinen Künsten vollauf zufrieden, wollte er auf die große Jagd gehen, zog sich Schafspelz und Gesichtsmaske über, blökte und trippelte los. Und das sah so echt aus, daß seine ersten Schritte auch seine letzten waren.

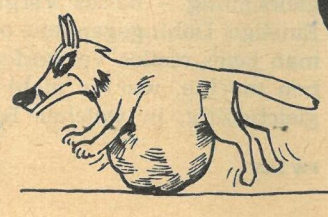
M. Hinrich

2Wochenspruch

Dreistem Anfang muß man wehren.

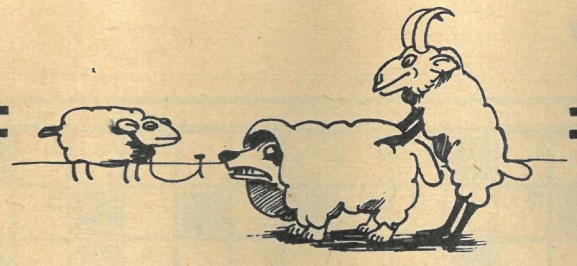
Ein Wolf denkt bis zuletzt an die Schafe.

chinesisch



Alle Dinge, die über Maß und Ziel gehen, sind von kurzer Dauer. Boccaccio

Hüte die Schafe, auch wenn du den Wolf nicht siehst.



unsere Blicke, und ich erkannte in Herrn Schafir Karakan zu meiner größten Verwunderung meinen alten Jugendfreund Arpi Brillmayer.

„Pssst!" wisperte er aus seinem Bart hervor. „Kein Wort! Ich werde dir später alles erklären."

Wir nahmen an schrägbeinigen Tischen Platz, und auf Brillmayers Wink begannen zwei in Spitzenvorhänge gehüllte Damen kleine Platten herumzutragen. In der einen Bajadere erkannte ich Arpis Mama, die Witwe Brillmayer, in der anderen die vollbusige Liza Fór aus der Hernádstraße. Hat sie den Luftikus also doch geheiratet, dachte ich.

Arpi Brillmayer begleitete jeden Gang, der uns vorgesetzt wurde, mit einem erklärenden Text.

„Halandschimalandschi", sagte er. „Eine bulbulische Vorspeisenspezialität. Zunge des Galambambavogels in Mungosauce." – „Kismet Lokum", erläuterte Brillmayer den nächsten Gang, „der Höhe- und Glanzpunkt bei jedem bulbulischen Gelage. Zarter Berbetschtalg mit Schilfhonig. Frank Sinatra ißt dreimal am Tage davon."

Kalte Entschlossenheit hielt Einzug in mein Herz. Ich habe mich seinerzeit beim Wasserballspiel mit doppelzentnerschweren Muskelkolossen herumgeschlagen. Mich hat das Leben abgehärtet, und mal muß man alles ausprobieren. Außerdem mag ich Frank Sinatra. Also kostete ich den Höhe- und Glanzpunkt bulbulischer Gelage.

Hätte ich's lieber sein gelassen! Kismet Lokum erinnerte in Farbe, Geschmack und allem anderen an einen Fund aus der Awarenzeit.

Ich schmiß die Gabel weg und stürzte hinaus.

Arpi Brillmayer saß in der Küche an einem blechverkleideten Tisch. Vor ihm stand ein Teller, darauf ein Wiener Schnitzel mit Bratkartoffeln.

„Sag mir sofort, was diese Schweinerei bedeuten soll!"

„Begreifst du nicht?" fragte er verwundert. „Für diese Gänge gibt es keine offizielle Preiskalkulation. Kein Luder weiß, was Halandschimalandschi ist. Also berechne ich dafür, soviel ich will. Wenn es mir paßt, fünfzig, wenn es mir mehr paßt, dann eben hundert Forint."

„Aber deine Spezialitäten sind einfach ungenießbar!"

„Da zeigt sich wieder mal deine Beschränktheit. Dieses Zeug ist nicht zum Essen da, sondern zum Erzählen. In Gesellschaft. Etwa so: Gestern, meine Liebe, waren wir im Paschalik, wir haben uns ein wundervolles Kismet Lokum geleistet... Die Zeit des Futterns ist vorbei, Alter, die Zeit des Darbens ebenfalls. Die Leute wollen heute kein gutes Essen mehr, sondern eine große Schau. Und wo zieht man für sie gegen einen Fünfziger die große Schau ab? Bei mir, alter Junge!"

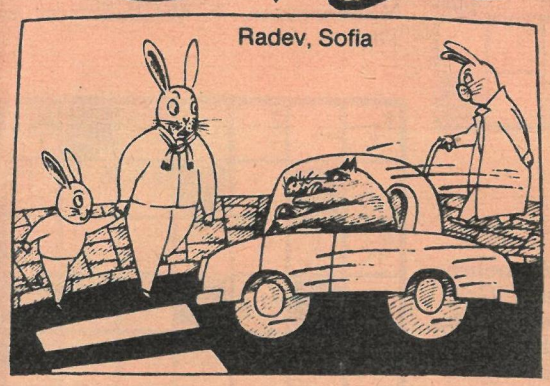
„Trotzdem! Du bist ein Hochstapler!"

„Im Gegenteil. Ein Wohltäter. Du weißt selbst, wir werden immer runder. Zwei Drittel unserer Landsleute schleppen ein beträchtliches Übergewicht mit sich herum. Na, bei mir wird keiner sein Übergewicht vergrößern!"

Und wie ein Wolf fiel er über das Schnitzel her.

Aus: „Der gespaltene Direktor", Eulenspiegelverlag, gekürzt.

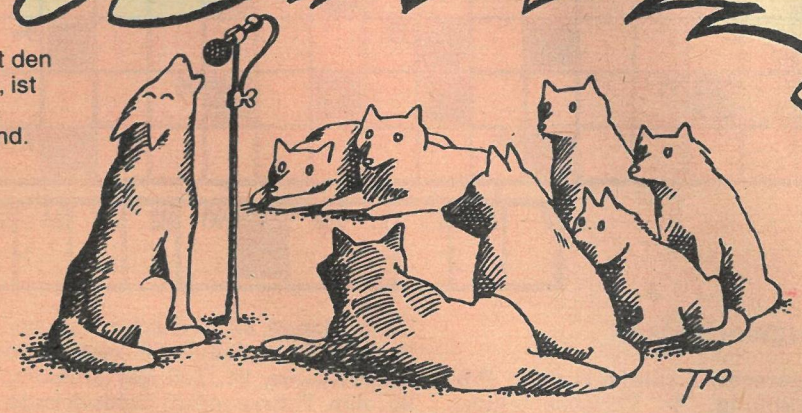
Schlechte Schäfer machen fette Wölfe.



Radev, Sofia

Gelingen dem Wolf seine Schandtaten allzu leicht, wagt er immer mehr.

Wer immer mit den Wölfen heult, ist meist ein falscher Hund.

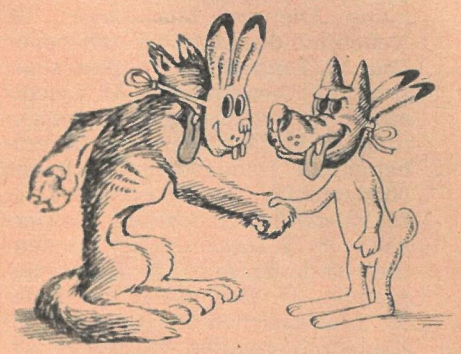


Tjunin, Moskau

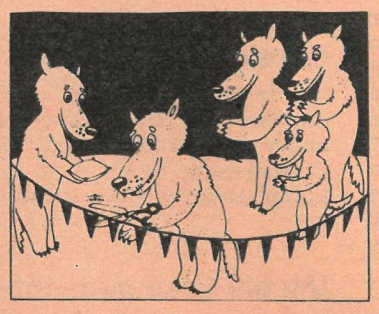
Kasanewski, Kiew

Ly Truc Dung, Hanoi

Verstellung ist der offenen Seele fremd. Schiller



Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in einer Person. Lessing



Saizew, Moskau

„... und erkläre die diesjährige Jagd-Saison für eröffnet!"

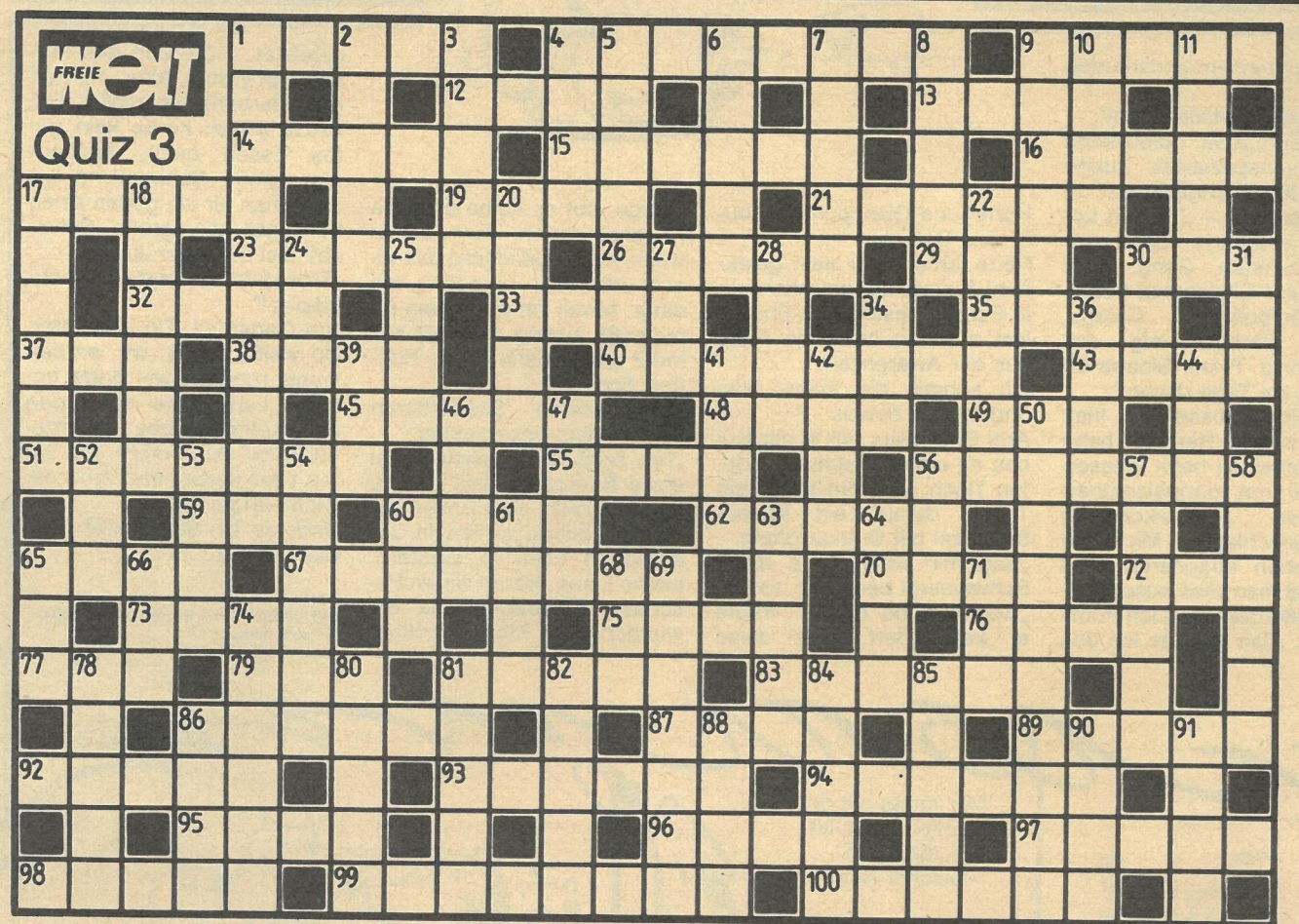
Tscherepanow, Moskau

Manch Schaf ist so dumm, daß es unter Wolfswürde ist, es zu fressen.

Ich-lieb-dich-mit-Haut-und-Haar-Schneck von Nekrassow.

Heute sind wir ganz Gebiß: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

Barmherzigkeit gegen Wölfe ist Grausamkeit gegen Schafe. deutsch



2	20	75	97	66		98	82	23	64	41	49	79	

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. umfangreiche Prosaerzählung, 4. Verlagsabteilung zur Beurteilung und Bearbeitung der Manuskripte, 9. Autor des Romans „Die drei Musketiere", 12. Nebenfluß der Drau, 13. gefrorener Tau, 14. Entgelt für Wohnungsnutzung, 15. Eheschließung, 16. Leichtathlet, 17. Schauspiel, Bühnendichtung, 19. Widder (Mundart), 21. taubengroßer Rabenvogel, 23. feiner Niederschlag, 26. Sportbootklasse, 29. Küstenfluß in Sibirien, 30. Tierkadaver, 32. moslemischer Fürstentitel, 33. Meeresalge, 35. Bootsanlegestelle, 37. Drehpunkt der Erde, 38. Musikzeichen in Psalmen, 40. Kraftstoffverkäufer, 43. Bürde, 45. DDR-Politiker (gest. 1979), 48. Hühnerprodukt (Mz.), 49. griechischer Buchstabe, 51. berittener Krieger des Mittelalters, 55. beste Schulnote, 56. Trödelkram (Umgangsspr.), 59. Nebenfluß der Wolga, 60. trockenes, haltbares Kleingebäck, 62. Gesellschaftstanz, 65. Stadt in Rumänien, 67. im Mittelmeergebiet lebende Spinne, 70. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 72. elektrisch geladenes Masseteilchen, 73. Schachendstellung, 75. Oper von Donizetti, 76. Zimmer, 77. das Ich, 79. Gestalt aus „Der arme Konrad", 81. Variante, 83. chemisches Element, Metall, 86. Wochenendgrundstück, 87. Ritter der Artus-Tafelrunde, 89. Giftschlange, 92. pechschwarze, polierbare Braunkohle, 93. russischer Frauenname, 94. Teil des Messers, 95. den Fahrzeugfluß behindernde Verkehrssituation, 96. Frauenname, 97. kleines Raubtier, 98. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 99. wirtschaftlicher Zusammenbruch, 100. Frucht einer Palmenart.

Senkrecht: 1. Wissenschaft von den romanischen Sprachen und Literaturen, 2. Unkrautpflanze, 3. inneres Organ, 4. Erdart, 5. Grundstoff, Grundbestandteil, 6. Stadt in Italien, 7. Rätsellöser, 8. im Leid helfender Beistand, 9. Sammlung, Zusammenstellung, 10. Gewässerrand, 11. Wettkampfstätte, 17. Kippfahrzeug für den Erdtransport, 18. Zierpflanze, Hahnenfußgewächs, 20. Lebensjahre, 22. Greifzirkel, 24. Angehöriger eines westeuropäischen Volkes, 25. militärisches Führungsorgan, 27. Ausstellungsgelände in Erfurt, 28. Kurzwort für Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, 30. südamerikanische Riesenkröte, 31. Satz, 34. weißhändiger Langarmaffe, 36. altorientalischer Staat, 39. Windschatten, 41. Vogelbau, 42. alkoholhaltiges Getränk, 44. Gewässer, 46. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule, 47. Probe, Versuch, 50. aus vier selbständigen Teilen bestehendes Literatur- oder Musikwerk, 52. engl.: Ohr, 53. kohlensäurehaltiges Wasser (Kurzw.), 54. Säge mit mehreren Sägeblättern, 56. Insel Griechenlands, 57. Vorrang, bevorzugte Stellung, 58. österreichischer Komponist und Kapellmeister (gest. 1843), 60. Volk in Südliberia, 61. deutscher Komponist (gest. 1951), 63. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 64. schweres Takel (seem.), 65. englische Biersorte, 66. Berg auf Mindanao (Philippinen), 68. Bergstock in der Schweiz, 69. Schriftsteller, 71. Nebenfluß des Arno, 74. gezogener Wechsel, 78. Altmeister des deutschen Motorflugs (gest. 1946), 80. Schmutzteilchen, 81. Männername, 82. Finkenvogel, 84. im Altertum Stadt in Mesopotamien, 85. Weg zur Weide, 86. Besucher, 88. Wanderpause, 90. Nationalheld der Schweiz, 91. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.).

Mit unserem heutigen Preisrätsel suchen wir den Namen einer Schriftstellerin, die 1901 in Berlin geboren wurde und hier 1967 verstarb. Sie behandelte nach 1945 als eine der ersten DDR-Autoren aktuelle Themen vom sozialistischen Standpunkt. Ihr Roman „Stahl", der 1952 erschien und in dem der Aufbau des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg geschildert wird, galt lange als beispielgebend für die sogenannten Produktionsromane.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 3 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 1. März 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 6/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

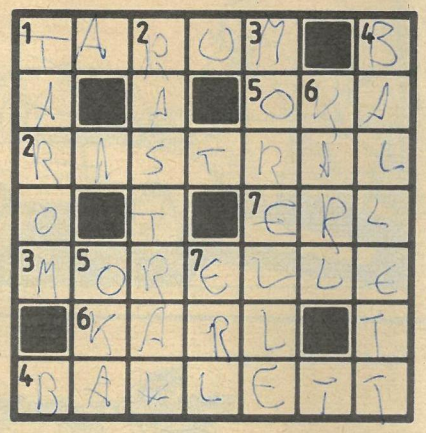
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Magische Figur

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

1. rumänische Fluggesellschaft, 2. Werkzeug des Notenstechers, 3. Sauerkirschsorte, 4. Bühnentanzgruppe, 5. Nebenfluß der Wolga, 6. Männername, 7. Wallfahrtsort in Tirol.



SCHACH

I. Weltpokal 1988/89

SLAWISCH, Y. Seirawan (USA) – A. Beljawski (UdSSR), Brüssel '88: 1. d4 d5 2. c4 c6 3. Sc3 Sf6 4. cd cd 5. Lf4 Sc6 6. e3 Lf5 7. Sf3 e6 8. Lb5 Sd7 9. 0-0 Le7 10. L:c6 bc 11. Tc1 Tc8 12. Sa4 g5 13. Lg3 h5 14. h3 g4 15. hg hg 16. Se5 S:e5 17. L:e5 f6 18. Lg3 Kf7 19. Te1 Th5 20. Dd2 Le4 21. Kf1 Lf3! Weiß gab auf. Gegen 23. ... Dh8 gibt es keinen Schutz.

Gereimtes

Werden eine englische Landstraße und ein altes Holzraummaß miteinander verbunden, ist die frühere Bezeichnung für ein Auto mit rückklappbarem Verdeck gefunden.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein blumiger Wochenanfang.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

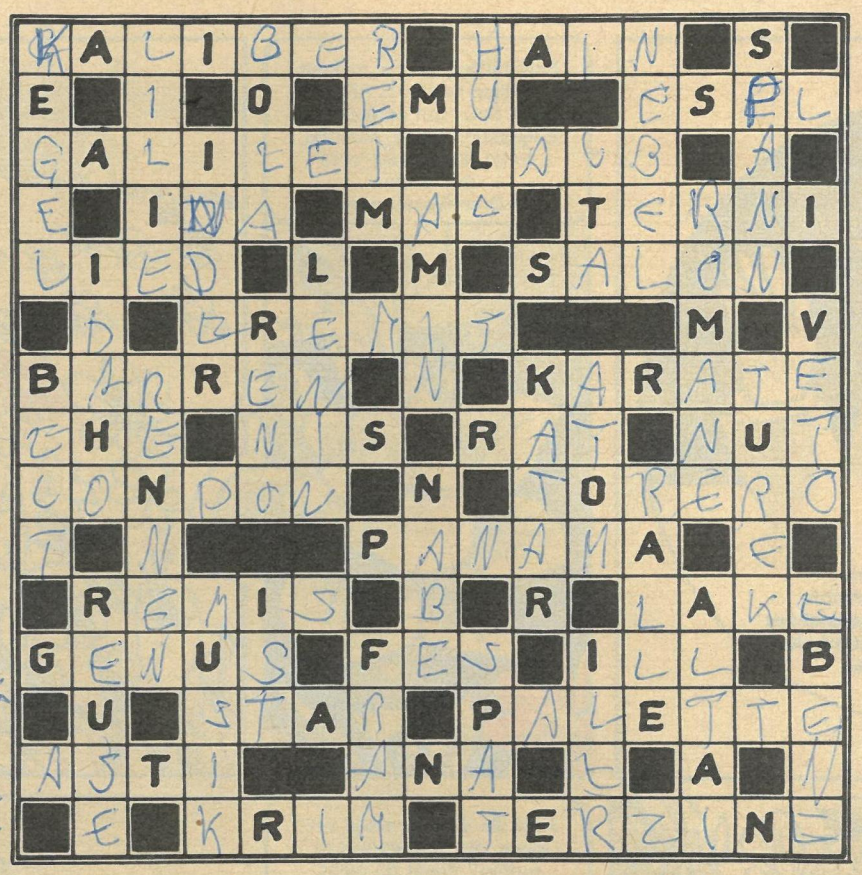
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

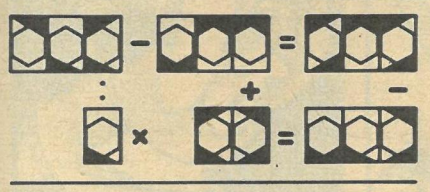
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

Kreuzgitter



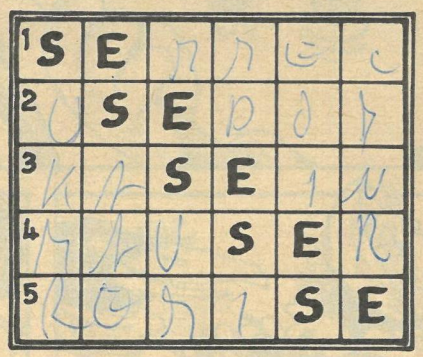
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Hochgebirge in Asien, 2. chemische Verbindung, 3. Zitatensammlung, 4. Weinanbaustadt in Italien, 5. Teilchen eines chemischen Elements, 6. Turngerät, 7. Ostseemeerenge, 8. südamerikanisches Wurf- und Fanggerät, 9. Flachland, 10. Lebensbund, 11. Laufvogel, 12. Einsiedler, 13. Zitterpappel, 14. Stadt in Marokko, 15. Polarschiff Nansens, 16. italienischer Physiker (gest. 1642), 17. Geschlecht (Gramm.), 18. Wäldchen (dicht.), 19. US-amerikanischer Politiker (gest. 1955), 20. Bundesstaat der USA, 21. Schabeisen der Kammmacher, 22. Nebenfluß des Rheins, 23. Frauenname, 24. Bewohner eines asiatischen Landes, 25. Plankontrollgröße, 26. lichte Weite von Rohren, 27. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 28. Staat am Persischen Golf, 29. geometrischer Körper, 30. Halbinsel im Schwarzen Meer, 31. Pökelflüssigkeit, 32. Blattwerk, 33. Begründer der Sowjetunion, 34. Gesangsstück, 35. großblütige Blume, 36. Hauptstadt in Europa, 37. Zeichen, 38. Tonschöpfung, 39. Mittelhülse von Rädern, 40. Naturerscheinung, 41. Stadt in Jugoslawien, 42. rillenförmige Vertiefung, 43. Kunstmalerutensil, 44. Staat in Mittelamerika, 45. Sumpfvogel, 46. Hinweis, Tip, 47. Wortgleichklang, 48. Unentschieden, 49. Sportwettkampf, 50. Fluß in Italien, 51. Fischfanggestell, 52. Angehöriger einer indoeuropäischen Völkergruppe, 53. Empfangsraum, 54. Fußteil, 55. Mineral, 56. Singvogel, 57. Stadt in Mittelitalien, 58. Strophe von drei Versen (Metrik), 59. Stierkämpfer, 60. Autor des Buches „Die letzte Heuer", 61. Skulptur im Naumburger Dom, 62. Einspruchsrecht.



Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Füllrätsel

1. Brötchen, 2. Ostseeinsel vor dem Oderhaff, 3. Eiweißbestandteil der Milch, 4. jährlicher Ausfall und Ersatz der Federn bei Vögeln, 5. Wagenschuppen (veraltet).

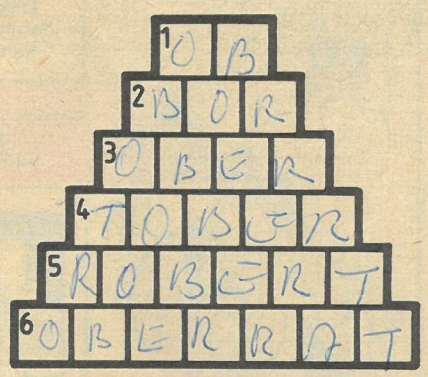
Wabenfelder

Die Lösungswörter beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 2. Elbezufluß in Hamburg, 3. Instrument, mit dem der Rehbock gelockt wird (weidm.), 4. Titelgestalt eines Grimmschen Märchens, 5. Bewegungslosigkeit, 6. Gedichtform, 7. Teil des Fahrrades, 8. indirekte Zellkernteilung, 9. Fadenverschlingung, 10. kleines rasselndes Gerät, Kinderspielzeug, 11. Klangfarbe der Gesangsstimme.

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten Lösungswort ist jeweils von Zeile zu Zeile ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln der nächste Begriff zu bilden:

1. Strom in Westsibirien, 2. südasiatischer Starenvogel, 3. Spielkarte im deutschen Blatt, 4. Einfassung, Besatz, 5. Männername, 6. Dienstrangbezeichnung bei Post und Bahn.



Auflösungen aus Heft 2/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Posaune (5), Tallinn (20), Olten (30), Palette (10), Instanz (17), Renegat (21), Wolga (24), Aster (59), Notar (6), Ried (29), -Kiew (3), Senat (38), tree (15), Rosi (61), Takt (42), Sana (60), Angel (63), Erda (14), Loch (37), Tarai (11), Birke (25), Gleis (7), Finesse (16), Etagere (48), Talnach (40), Ester (4), Element (52), Rimesse (35).
Senkrecht: Popow (62), Ale (23), Note (39), Elen (13), Teig (36), Anna (28), Lot (51), Nazor (12), Lille (22), Tran (32), Star (41), Alter (44), Elan (27), Sitte (19), Ede (45), Ossa (8), Teint (47), Rater (31), Kos (55), Wrack (64), Tala (57), Era (53), Ali (34), Norma (9), Gare (46), Riesa (54), Hefe (1), Igel (50), Beere (56), Sehne (18), Iren (58), Nest (33), Ster (2), Sari (49), GUM (43), Noe (26).

Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Met, 2. Pedal, 3. Sagan, 4. Tuner, 5. Nadel, 6. Kader, 7. Leser, 8. Lumen, 9. Folie, 10. Hag.

Nach links unten: 3. Sem, 4. Tadel, 5. Nugat, 6. Kanal, 7. Laden, 8. Leder, 9. Fusel, 10. Humor, 11. Taler, 12. Gin.

Vorsetzrätsel: (M)anna – (A)land – (G)rand – (N)abel – (I)tala – (T)iden – (O)rade – (G)leim – (O)rest – (R)eger – (S)igel – (K)eder.

Gereimtes: Eberesche.

Wörterband. Von außen nach innen: Balaton – Rispe – Erika – Malaga – Panama – Etage – Wein. **Von innen nach außen:** nie – Wega – Team – Anapa – Gala – Maki – Reep – Sir – Nota – Lab.

Rätselpyramide: 1. Er, 2. Ire, 3. Bier, 4. Inber, 5. Berlin, 6. Obernil, 7. Berolina.

Einer fehlt: Ta(d)el – Ri(e)gel – Ma(g)ma – Si(e)gel – Ka(n)ter – Degen.

Um die Ecke gedacht: Buhmann.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 26) aus Heft 27/1988

Waagerecht: 1. Winter, 5. Neujahr, 9. Skale, 12. Papa, 14. Aron, 15. Metronom, 16. Itala, 18. Laffe, 20. Amado, 23. Rest, 25. Tabelle, 27. Jolkafest, 31. Hafer, 33. Lise, 34. Hummer, 35. Iota, 36. Stapel, 39. Allel, 40. Kaue, 43. Orest, 45. Narben, 48. Veneter, 50. Kalb, 52. Krumen, 55. Traber, 57. Elea, 59. Ustinow, 61. Klette, 64. Ramie, 66. Ster, 67. Erato, 68. Agenda, 70. Emir, 72. Selene, 74. Muti, 75. Baron, 78. Skooter, 81. Tenakel, 84. Teak, 86. Zeese, 89. Neiße, 90. Oleat, 91. Bratapfel, 93. ergo, 94. Base, 95. Säge, 96. Kranz, 97. Galerie, 98. Energie.

Senkrecht: 2. Nitra, 3. Epode, 4. Ran, 5. Name, 6. Unita, 7. Arate, 8. Raab, 9. Soll, 10. Knallerbse, 11. Element, 13. Porto, 15. Mole, 17. Lars, 19. Feile, 20. Athen, 21. Ajmer, 22. Dom, 24. Shake, 26. Eta, 28. Kranke, 29. Filou, 30. Silvester, 32. Feuerwerk, 37. Take, 38. Pol, 41. Atto, 42. Era, 44. Spat, 46. Alba, 47. Bleigießen, 49. Ente, 51. Arkose, 53. Rand, 54. Mus, 56. Bravo, 58. Lee, 60. Irene, 62. These, 63. Ebene, 64. Romanik, 65. Matti, 69. Noa, 71. Iskra, 73. Erze, 76. Aleel, 77. Otter, 79. Osten,, 80. Tapir, 82. Nerz, 83. Koog, 85. Abbe, 87. Else, 88. Saga, 92. Ase.

Lösung: Feuerzangenbowle

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Ingeborg Kluge, Riesa, 8401

2. Preis:
75,– M Gisela Besselt, Eisenhüttenstadt, 1220

3. Preis:
50,– M Ilse Reichert, Karl-Marx-Stadt, 9043

4.–8. Preis:
je 25,– M Harald Meischner, Münchehofe, 1271; Lothar Richter, Dorfhain, 8211; Heinz Fiedler, Pasewalk, 2100; Gerda Rehberg, Wolfen, 4440; Günter Griep, Grevesmühlen, 2420.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

★ KINDERSERIE Chljup und Krapa 8

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Fast hätten sie mir meinen Chljup ertränkt! Aber keine Spur von schlechtem Gewissen! Warte, Mascha, wenn deine Nase erst in Disteln und Brennesseln steckt!

1

2

3

Mitleidlos macht sich Krapa daran, all die duftenden, schönen Blumen auszureißen...

Von der wütenden Biene verfolgt, stürzt sich Krapa kopfüber in eine Pfütze.

6

Hast du den Verstand verloren, die Blumen auszurupfen? Weißt du nicht, daß wir Bienen uns von ihrem Nektar ernähren? Du verdienst einen Denkzettel!

4

5

Wachst nur, meine gefräßigen Schönen. Bald könnt ihr euch an Blumen laben!

7

In ein paar Tagen werden die Raupen, die ich mit Krapa züchte, alle Blumen aufgefressen haben!

Welch ein Unverstand! Sie wollen den Bienen die Nahrung, den Menschen die Freude an der Natur nehmen! Ruft alle Vögel zusammen!

8

...und deshalb, meine gefiederten Freunde: Vertilgen wir noch heute dieses Raupengesindel!

9

10

Bachiana

Fortsetzung von Seite 35

„Ist das denn ein Name?“
„Offenbar ja.“
„Ein schöner Name. Kommt er vielleicht von Bach?“
„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht“, bekannte Feodora. „Sehr gut möglich.“
„Der große Bach…“ Die Äbtissin erhob sich, von Kopf bis Fuß in ihr schwarzes Gewand gehüllt, schritt, während sie den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ, durch ihr Arbeitszimmer, blieb eine Weile stehen und bekreuzigte sich nach ihrer Gewohnheit in Richtung der Kirchenkuppel vor dem Fenster. „Ich entsinne mich noch aus meiner Mädchenzeit an Bachs Messen. Welch eine Kraft! Wie heute höre ich diese Musik, als käme sie aus dem Himmel…“ Sie schloß die Augen und versank in Sinnen. Und von einem stillen Lächeln verklärt, suchte sie in Gedanken die überraschende Erinnerung noch ein wenig festzuhalten. Die Küsterin Feodora schwieg feinfühlig, das Gesicht nach wie vor von einem konzentrierten, ehrerbietigen Ausdruck geprägt. Die schwere, finstere Uhr, die an der Zwischenwand tickte, machte sich mit dumpfem Ton bemerkbar. Und solange sie bedächtig schlug, den Lauf der Zeit maß, blickte die Äbtissin melancholisch auf den Saum des Meeres, der vom Berg, aus einem Seitenfenster ihres Arbeitsraumes zu sehen war. Die gewohnte Weiträumigkeit, die Öde und Menschenleere des Wasserelements rings um die Insel und die Unbehaustheit eines menschlichen Wesens, das sich unter den Leuten nicht einleben konnte, seinen Platz in der Welt suchte – seltsam erschien ihr jetzt der Vergleich von Unvergleichbarem. Und sie begriff; sie als Klostervorsteherin mußte einen Entschluß fassen. Wohin mit ihr, wieder übers Meer?
„Nun, ruf sie“, sagte sie schließlich, noch immer in Gedanken versunken, „geh und hol sie.“
Die Küsterin erhob sich dankbar.
„Sehr wohl, ehrwürdige Mutter.“
Ehe sie zur Tür hinaus war, hielt die Klostervorsteherin sie zurück.
„Warte, Mütterchen, welche Sprache spricht sie denn, eure Pilgerin?“
„Bulgarisch natürlich. Kann sein, auch ein wenig Türkisch. Und unser Griechisch versteht sie wohl auch, jedenfalls kam es mir so vor.“
„Dann bitte Schwester Iwanna, Dolmetscherin zu sein.“
„Wird geschehen, Schwester Iwanna wartet schon lange draußen vor der Tür.“
Immer noch in das Umschlagtuch gehüllt und schweigend, ging Bachiana, begleitet von Schwester Iwanna, das gepflasterte Klostergelände hinauf, und nirgends verweilte sie mit dem Blick – so, als befände sie sich keinesfalls zum erstenmal auf dieser tausendjährigen Zitadelle byzantinischer Einsiedlerinnen. Wie viele waren bereits vor ihr hier gewesen? Wie viele hatten auf diesen Pflastersteinen ihr Leben verrinnen sehen? Wie viele Verzweifelte, Abtrünnige, gegen die Welt Aufbegehrende oder sich ihr in der Abgeschiedenheit Unterwerfende hatten hier Gott angerufen, indem sie unentwegt wiederholten „Herr, erhöre mich!“ Jedesmal eine neue Geschichte aus der unendlichen Kette menschlicher Kümmernisse, Kränkungen und Widrigkeiten, und jedesmal erfuhr sein Gericht etwas noch nie Dagewesenes, Himmelschreiendes, was unverzüglich der Herr selbst wissen mußte. Wohin sonst sollte man sich mit seinen Tränen und seinen Klagen über die irdischen Ungerechtigkeiten wenden? Wo sonst war ein Gerechtes Gericht, wozu sonst sollte man auf dieser Welt verweilen? Kein Menschenleben hätte ausgereicht, Ihm auch nur zu erzählen, wieviel Übel auf Erden allen von allen und jedem von jedem widerfuhr.
Bachiana ging schweigend, die Lippen trotzig und bitter aufeinandergepreßt.
Jetzt war sie an der Reihe, sich aus der Welt zurückzuziehen, um mit Gott Zwiesprache zu pflegen, um sich dafür im Kloster einzuschließen bis ans Ende ihrer Tage, bis zu ihrem Abstieg in die Lethe…
So durchquerte sie den Innenhof der Äbtissinnenresidenz, näherte sich durch den marmornen Säulenvorbau der Tür, hinter der man ihr sagen würde, ob sie im Kloster bleiben könne. Schon unterwegs, auf dem Meer, hatte sie den Kopf mit einem breiten weißen Stoffstreifen wie mit einem Band umwunden, damit der Wind ihre Haare nicht zerzauste. Ihr Haar war kastanienfarben mit rötlichem Schimmer, es fiel ihr in dichten lockigen Strähnen auf die Schultern. Die widerspenstigen Locken verschönten sie, unterstrichen die gewölbte Stirn, die offenen, feinen Züge des länglichen, abgemagerten Gesichts, bereiteten ihr aber immer wieder unnötigen Ärger. Daher hatte sie sie festgebunden und glich nun einer am Kopf verletzten Rebellin, die zum Verhör in eine Festung geführt wird. Sie ging hoch aufgerichtet, gesammelt, verschlossen, einem fremden Auge nicht zugänglich, und doch verriet ihr Blick den heftigen, unaufhörlichen Schmerz, der sie von den gleichförmig in Schwarz und Grau gekleideten Klosterinsassinnen, die bedächtig ihren alltäglichen Arbeiten nachgingen, sofort abhob, nicht nur äußerlich. Sie war wettergebräunt, fast schwarz, verstaubt, abgerissen, auch die Schuhe hatte sie unterwegs zerschlissen. Aber das allein machte es nicht. Sie glich so gar nicht einer Heimatlosen, Obdachsuchenden, erinnerte vielmehr an einen Boten, an einen letzten Soldaten, der mit verbundenem Kopf vom Schlachtfeld kommt, wo die Armee gefallen ist und die Schlacht verloren wurde.
Da geht er nun, der Sendbote der Niederlage, durchmißt die noch verbliebene Entfernung mit hastigen, unsicheren Schritten, geht mit ausgedörrter Kehle, geht wie im Nebel, wie im Schlaf, läßt bestürzte Kleinbürger hinter sich, nimmt die letzten Kräfte zusammen, um nicht wie tot zu Boden zu sinken, um sein Ziel zu erreichen, um so schnell wie möglich dem König die bittere Nachricht zu überbringen, während über sein Antlitz noch die Schrecken der Schlacht huschen und er noch immer glaubt, die Schreie und das Tosen des Kampfes zu hören.
Die Klostervorsteherin Mitrodora empfing den Ankömmling recht zurückhaltend, doch nicht unfreundlich. Während alle für ein Gespräch Platz nahmen, hatte die alte Nonne mit geübtem Blick schon erkannt: Die hier wird nicht auf die Knie fallen und den Namen des Herrn unnütz führen. Über sie ist etwas hereingebrochen. Etwas Schreckliches wahrscheinlich. Mein Gott, sie ist ja blutjung, ist vor kurzem noch schön gewesen. Aber hören wir…
Schwester Iwanna, die gut Griechisch konnte, doch ihre Muttersprache Bulgarisch im Laufe vieler Jahre ein wenig vergessen hatte, hörte zu und übersetzte beflissen, ließ kein Wort aus und war ängstlich bedacht, daß Bachiana auch ja nicht vergaß, die Äbtissin ehrwürdige Mutter zu titulieren. In all den langen Jahren ihres Klosterlebens war dieser Morgen für Schwester Iwanna das bedeutendste Ereignis, an dem sie unmittelbar beteiligt war. Unverhofft, zum erstenmal hatte nun eine zufällige Woge des Lebens eine bulgarische Landsmännin auf ihre Insel verschlagen; und was immer der Grund dafür sein mochte, Schwester Iwanna hielt es für ihre Pflicht, lebhaften Anteil an ihrem weiteren Schicksal zu nehmen. Sie war es auch gewesen, die die Küsterin Feodora gebeten hatte, sich bei der Äbtissin für Bachiana einzusetzen; und nun, da sie als Dolmetscherin wirkte, flehte sie in ihrem Herzen zu Gott, er möge alles zum Besten wenden.
Das Gespräch verlief bedächtig, mit Pausen, Überlegungen, mit dem Anhören der Antworten.
„Mir wurde gesagt, mein Kind, dein Name ist Bachiana?“ erkundigte sich die Äbtissin Mitrodora zunächst.
„Ja, ehrwürdige Mutter, mein Name ist Bachiana, der Familienname Matenowa. Ich komme aus Bulgarien.“
„Ich weiß, ich weiß. Du hattest gewiß einen beschwerlichen Weg?“
„Den zweiten Monat bin ich unterwegs. Als ich von zu Hause wegging, taute bei uns in den Bergen der Schnee. Hier aber, kann man wohl sagen, ist bereits Sommer.“
„Du hast den Weg zu Fuß zurückgelegt?“
„Ja.“
„Und der Krieg? Was sagt man im Volk – wird Bulgarien Soldaten an die Ostfront schicken?“
„Ich weiß nicht. Als ich wegging, war davon nichts zu hören. Wie es weitergeht, kann ich nicht sagen. Aber soviel ich weiß, würde das niemand wollen.“
„Natürlich, mein Kind. Möge dieser Kelch an deinem Land vorübergehen, die byzantinische Kirche hat ihm viel zu verdanken. Es heißt, in Friedenszeiten warst du Lehrerin, wie alt bist du denn, mein Kind?“
„Einundzwanzig, richtiger, ich werde schon zweiundzwanzig. Unterrichtet habe ich das erste Jahr, in einem ländlichen Progymnasium, und dann mußte ich alles verlassen.“
„Was hat dich denn zu uns in ein Schwesternkloster geführt, mein Kind? Hast du deine Berufung zum heiligen Leben entdeckt, oder wußtest du nicht, wo du dein Haupt niederlegen sollst, oder hat dich irgendeine Erbitterung gepackt, oder haben dir wegen irgendwelcher Sünden solche Gewissensbisse zugesetzt, daß du nun das Bedürfnis fühlst, abgeschieden von weltlichen Verführungen um Vergebung zu bitten? Es gibt ja alle möglichen Gründe.“
Bachiana betrachtete schweigend die Nonnen. Alle drei – die Äbtissin Mitrodora, die Küsterin Feodora und Schwester Iwanna – blickten sie gleichfalls an und warteten auf Antwort. Das war die wichtigste Frage: ein jeder, der den Weg des Probejahres betritt, muß zunächst sich selbst Rechenschaft ablegen, gibt es doch kein höheres Sakrament als das eigene Gewissen, und wenn er mit sich ins reine gekommen ist, muß er dem Herrgott und den Dienern des Herrn sagen, warum er den Wunsch hat, ins Kloster zu gehen. Das war die wichtigste Frage. Die drei Nonnen in ihren gleichartigen undurchdringlich-abgrenzenden schwarzen Soutanen – nur Gesichter und Hände blieben unverhüllt – schauten schweigend und weise von der Höhe der von ihnen erfahrenen Qualen der Askese auf die herab, die noch nichts davon wußte, aber sich ihnen anzuschließen, in ihren Einsiedlerorden einzutreten wünschte und vorerst durch die unsichtbare Grenze der großen sündigen Welt von ihnen getrennt war, aus der sie als Entrechtete oder als Verbrecherin oder infolge einer anderen Herausforderung, einem besonderen Grund gekommen war. Darüber mußte nun sie selbst Auskunft geben.
Bachiana schlug langsam die Augen nieder, als sei sie in sich selbst versunken, habe für einen Moment die Anwesenden vergessen, und sogleich fiel ihre Magerkeit auf – der lange Hals, die hervortretenden Schlüsselbeine, die Düsternis und Müdigkeit auf dem Gesicht. Das Umschlagtuch, das um ihre schmalen Schultern hing, erinnerte an die hängenden Flügel eines entkräfte-

Fortsetzung auf Seite 42

Bachiana

Fortsetzung von Seite 41

ten Vogels. Als die Klostervorsteherin ihre schwierige Lage bemerkte, beschloß sie, ihr zu helfen.

„Sag ihr", befahl sie Schwester Iwanna, „daß unsere zweite Nonnenweihe eine schwere Prüfung in der Liebe zu Gott ist, in der vollständigen Hingabe an Gott. In keiner Weise gehört man dann sich selbst, sondern mit allem – mit dem Geist und dem Körper – nur Ihm, nur Seiner unvergänglichen Idee, nur Seinem leuchtenden Bild. Hast du ihr das gesagt? Hast du alles genau wiedergegeben? Jetzt übersetze. Du bist also zu uns gekommen, Bachiana, wir sind nicht berechtigt, dir das Tor zu öffnen, solange wir nicht wissen, wer und was du bist. Ich sehe dich an – du bist noch blutjung. Und ich meine, wir wollen gleich offen miteinander reden: Wisse, daß du bei uns weder Liebe noch Trennung noch Mutterschaft erfahren wirst. Diese Dinge sind ausnahmslos aus dem Klosterleben verbannt, denn sie beeinträchtigen unsere uneingeschränkte Ergebenheit für die Idee Christi. Nicht jedem ist es gegeben, sich selbst zu überwinden, sich zu erheben, den weltlichen Gütern und den Körperfreuden zu entsagen. Dafür sind wir Menschen. Dafür ist uns die Freiheit gegeben, zuerst nachzudenken. Es kommt vor, daß außergewöhnliche Umstände einen Menschen bewegen, dem irdischen Treiben zu entsagen, und daß es ihm scheint, nichts auf Erden könne ihn in die unerträglich gewordene Welt zurückführen. Später aber, eben weil wir alle Menschen sind, Herr, verzeih uns, legen sich die Leidenschaften, stumpft die Verzweiflung ab, und es offenbart sich, daß die Entscheidung voreilig war – insgeheim bereut der Mensch, er quält sich, leidet unter der Enthaltsamkeit, die er auf sich genommen hat, und es geschieht, daß er der Sünde des Zwiespalts, der Unaufrichtigkeit sich selbst und Gott gegenüber verfällt, das aber ist schmerzlich. Daher ist es die höchste Tugend in unserem Kreis, wenn ein Mensch das Gehorsamsgelöbnis aus reiner Überzeugung, aus göttlicher Intuition ablegt. Was nicht ausschließt, daß es alle möglichen Motive für den Eintritt in das Kloster geben kann. Keines davon ist untersagt. Wichtig ist nicht die Ursache, sondern die Folge. Daher wäre es wünschenswert, mein Kind, Bachiana, zu erfahren, was dich beeinflußt oder zu diesem Schritt getrieben hat. Schließlich kamst du doch nicht zufällig hierher."

„Ich verstehe", seufzte Bachiana und schickte sich an zu antworten. „Doch es gibt ein Aber", sagte sie nach kurzem Überlegen und sprach so gedämpft, als kehre sie mit ihren Gedanken aus weiter Ferne zurück. „Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ. Ich wußte ja, daß ich auf diese Frage würde antworten müssen. Ja, ich wußte es", fuhr sie fort. „Und ich hatte genügend Zeit, über all das nachzudenken und darauf gefaßt zu sein. Auf dem Weg hierher kam ich durch viele Länder, lernte ich verschiedene Völker kennen. Alles mögliche ist mir begegnet. Doch ich habe überlebt. Und wurde nur in meinem Entschluß bestätigt, mich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie haben natürlich recht, ehrwürdige Mutter, die höchste Gnade wird dem zuteil, der, wie Sie sagen, das Gelöbnis aus dem Glauben an die Idee, aus reinen Überzeugungen ablegt. Ich bin zu meiner Überzeugung auf anderem Wege gelangt – durch Entsagung. Ich bin aus einer Wüste gekommen, deshalb bin ich hier. Mir ist klar, diese Begründung ist ungenügend. Ich würde Ihnen sehr gern ausführlich erzählen, was mich hierhergeführt hat, wie es dazu gekommen ist. Doch ich kann nicht. Und zwar nicht deshalb, weil ich etwas verschweigen, unberührt lassen möchte, was mein Gewissen betrifft. Nein, deshalb nicht. Als ich mein Heimatland verließ, schien mir, als hielte mich nichts mehr, als hätte ich keinerlei Verpflichtung mehr. Wahrscheinlich reißen die Fäden zur Vergangenheit nicht so schnell ab. Dazu braucht es Zeit. Ich ringe noch mit mir. Und einstweilen habe ich noch nicht das Recht, zu eröffnen, was jetzt nicht offen gesagt werden darf. Verzeihen Sie mir, ehrwürdige Mutter, mehr zu sagen habe ich kein Recht. Falls meine Erklärung Sie nicht überzeugt, werde ich nicht gekränkt sein. Ich werde es verstehen. Ich bin Ihnen schon für diese Minuten unseres Gesprächs dankbar. Bei Ihnen liegt es zu entscheiden. Eins kann ich von mir sagen: ich bin nicht zufällig hier. Ich sehe darin die Vollendung meines Schicksals, vielleicht war mir das von Geburt an bestimmt, ich werde eine treue, beständige Klosterschwester in eurer Mitte sein. Meine Lebensaufgabe und meine Zuflucht will ich in Gott finden, und den Sinn meines Daseins, wenn es mir gelingt, in Zeit und Raum. Einen anderen Lebenszweck kann ich mir jetzt nicht vorstellen. Das ist es, was mich hierhergeführt hat."

Die Nonnen hörten Bachiana sehr aufmerksam an. Sie warteten, was die Klostervorsteherin antworten würde.

„Nun, deine Worte entbehren nicht der Vernunft", bekannte die Äbtissin Mitrodora, nicht wenig verwundert über das, was sie vernommen hatte, denn dergleichen war ihr noch nie begegnet. Gewöhnlich erzählten diejenigen, die danach verlangten, in das Kloster aufgenommen zu werden, aus eigenem Antrieb, unter Tränen und mit überflüssigen Einzelheiten, zuallererst die Geschichte ihres unerträglichen Lebens. Sie wird von ihnen als Hauptargument für ihre Lossagung von der Welt angeführt.

Hier geht es um etwas anderes, das in ihr selbst, in ihren Worten be-

Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund der DDR
Kombinat VEB Carl Zeiss JENA · Märkisches Museum

Photographie

150 Jahre Bild und Technik
aus Sammlungen und Archiven der DDR

Ephraim-Palais Berlin, Hauptstadt der DDR
10. Februar–2. April 1989

Fotografie

Dienstag–Sonntag 10–18 Uhr
Montag geschlossen

Kraftfahrzeughalter!

Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

schlossen ist, so wie der Geschmack von Bitternis in einem Salzkristall, überlegte im Laufe des Gesprächs die vielerfahrene Äbtissin. Dabei ist sie noch blutjung, eine Halbwüchsige, könnte man sagen. Noch bevor sie zu uns kam, hat sie über Sein oder Nichtsein entschieden. Die Unglückliche. Wieviel Kraft sie das gekostet hat! Der Entschluß ist ihr bestimmt nicht leicht gefallen. Wir müssen ihr helfen standzuhalten. Und doch kommt ihr Erscheinen nicht von ungefähr. Das kann sich durchaus noch herausstellen. Sonderbar, daß ich so denke.

„Wir glauben dir, mein Kind, und es gibt keinen Grund, an deiner Aufrichtigkeit zu zweifeln", entgegnete die Klostervorsteherin. „Ob du ausführlich über dein Leben erzählen wirst oder nur in Andeutungen oder ob du dieses Thema überhaupt nicht streifen willst, ist deine Angelegenheit. Darauf zu bestehen hat niemand ein Recht. Jedem steht frei, selbst zu entscheiden, wie er es damit halten will. Aber da wir schon diese Frage berühren, sage ich dir, Bachiana, daß du noch Zeit finden wirst, zu überlegen, über alles weitere nachzudenken. Auch wenn die Schwestern im Rat beschließen, dich in unserem Kloster zu behalten – bis zur Nonnenweihe bleibt dir die Freiheit der Wahl, wirst du dich erproben, kannst du jederzeit das Kloster verlassen, wenn du in dem neuen Leben keinen Sinn findest. Zeit zur Selbstprüfung wirst du haben, auch ein geistlicher Vater wird dir zur Seite stehen, unser Kurator, der heilige Vater Hiob, der uns von Konstantinopel aus besucht, ihm kannst du dich bei der Beichte anvertrauen – wiederum, wenn du es für nötig hältst. Du mußt selber wissen, wann du was sagst. Einen Zwang gibt es in dieser Hinsicht nicht, denn in Seiner grenzenlosen Güte hat uns der Allmächtige Gewissensfreiheit gelassen. Unsere schwierige menschliche Eigenart hat Er zu einem unantastbaren Prinzip erhoben. Ruhm und Preis Ihm deshalb in den Gotteshäusern und außerhalb der Gotteshäuser für die Großmut, die er uns erwiesen hat für alle Zeit..." Sie hielt inne, sammelte ihre für sie wahrscheinlich sehr wichtigen Gedanken und setzte hinzu: „Daher kommt auch unser ewiges Ringen – immer wieder versuchen wir, das Gewissen von der Freiheit abzutrennen, und jedesmal wehklagen wir und ereifern uns, treten erneut für sie ein. Immer ist es so. Die geistliche Beichte ist dazu da, das Prinzip mit dem Gewissen in Einklang zu bringen. Ich sage das, damit du ruhig bist, Bachiana." Die Äbtissin wunderte sich selbst, daß sie den Drang verspürte, so bereitwillig und ausführlich zu reden, und war mit dem Gespräch zufrieden, denn innerlich zweifelte sie nicht daran, daß die Zugereiste dessen würdig war, trotz ihrer Jugend. „Jetzt aber sag mir, mein Kind, denn wir müssen unser Gespräch fortsetzen, woher du von unserem bescheidenen Kloster erfahren hast und warum du den Entschluß gefaßt hast, deine Schritte gerade zu uns auf die ferne Insel im Meer zu lenken."

Die Nonne spürte, wie Bachiana mit sich selbst kämpfte und nach Worten suchte.

„Sehen Sie, da war ein Mensch, der zu Ihnen kommen wollte", erklärte sie, sich auf die Lippen beißend. „Doch ihm war nicht beschieden, hierher zu gelangen. Ich aber wußte von seiner Absicht und versuchte, ihm bei seinem Vorhaben zu helfen. Daher kannte ich ungefähr den Weg. Ich wußte, daß die Insel auf türkisch Tschesme-Ada heißt, Quelleninsel."

„Ja, Tschesme-Ada. Und wo ist dieser Mensch jetzt?"

„Er kann nicht kommen. Wird nie hier sein."

„Wer ist dieser Mensch – eine Frau oder ein Mann?"

„Ein Mann."

„Sonderbar", sagte die Klostervorsteherin verwundert, „was konnte er in einem Frauenkloster wollen?"

Bachiana schwieg sich aus. Das befremdete die Äbtissin ein wenig.

„Dann bist du vielleicht hierher gekommen, um etwas auszurichten, etwas zu überbringen oder... verzeih, nehmen wir mal an, etwas dafür zu erhalten? Wenn dem so ist, verhehle es nicht."

„Nein, ehrwürdige Mutter. Weder das eine noch das andere. Ich habe nichts auszurichten, nichts zu überbringen und schon gar nicht etwas zu erhalten. Ich werde nie etwas besitzen. Davon bin ich frei."

Die Nonnen wechselten schweigend Blicke. Das Gespräch nahm für sie eine interessante Wendung. In diesem Augenblick erschien in der Tür die Tischvorsteherin, offenbar hatte sie ein Anliegen an die Äbtissin. Die aber hörte sie gar nicht erst an, sondern schickte sie zurück.

„Nicht jetzt, später, du kannst später kommen."

Und als die Tischvorsteherin gegangen war, wandte sich die Äbtissin wieder an Bachiana: „Sag mir, mein Kind, du konntest doch die Absicht dieses Menschen verschweigen, nicht wahr?"

„Verzeihung, ehrwürdige Mutter, wie meinen Sie das?"

„Ganz einfach, als Klarstellung. Du hättest uns doch von der Absicht des Mannes, der hierher aufgebrochen war, nichts zu sagen brauchen?"

„Nein, das hätte ich nicht verschweigen können. Ohne diesen Menschen wäre ich hier nicht aufgetaucht."

„Also gibt es in dieser Hinsicht nichts Unausgesprochenes – nichts außer einer edlen Absicht, unser Kloster zu besuchen, versteh ich recht?"

„Ja, so ist's", bestätigte Bachiana. „Da ist nichts Unausgesprochenes, ich würde im Gegenteil sagen, daß in gewisser Weise alles erschöpft ist. Jener Mensch hatte so einen Wunsch, und es gibt ihn nicht mehr. Das ist alles. Ich bin davon unabhängig." Die Äbtissin war noch immer etwas beunruhigt, sie fragte sogar Schwester Iwanna: „Bist du sicher, daß du alles genau übersetzt?"

„Ganz genau, ehrwürdige Mutter", versicherte Schwester Iwanna. „Wort für Wort. Was ich höre, gebe ich auch wieder."

Eine Pause trat ein, ehe das Gespräch aufs Ende zuging.

„Ich hoffe, mein Kind, unsere Schwestern werden dir ein Obdach und die Teilnahme an der Gemeinschaft der Nonnen nicht versagen", nahm die Klostervorsteherin mitfühlend wieder das Wort. „In diesem Fall wirst du erst einmal hier leben und dir eine Meinung bilden. Ich könnte mir vorstellen, Bachiana, daß du eine Zeitlang in unserer Klosterbibliothek arbeitest. Wir haben eine reiche Bibliothek. Theologie, Philosophie, Geschichte von byzantinischer Zeit an. Auch altgriechische Werke gibt es da."

„Haben Sie solche Bücher auch in bulgarischer Sprache?"

„Ja, auch in bulgarischer Sprache. Vor allem aber griechische. Und überhaupt gibt es viel Arbeit mit den Büchern. Nun aber, meine Tochter, antworte auf einige klare Fragen, die klare Antworten verlangen. Sag mir, warst du verheiratet?"

„Nein, ich war verlobt, doch ich habe mein Wort zurückgenommen."

„Und nun, verzeih mir, ich muß es wissen, bist du vielleicht gesegneten Leibes? Wir sind hier immerhin in einem Kloster."

„Nein, ehrwürdige Mutter. Leider nicht. Und leider wird es nie dazu kommen."

„Ich verstehe dich. Aber so lautet unser Gelübde, unser grundsätzliches Gelöbnis vor dem Herrn."

Bachiana senkte verstehend das Haupt.

„Hast du auch keine Kranken oder Waisen ohne Fürsorge zurückgelassen?"

„Nein, ehrwürdige Mutter. Die Eltern habe ich vor langer Zeit verloren. Verwandte sind mir auch nicht geblieben. Ich bin allein."

„Bist du auch nicht krank, leidest du an keinem Gebrechen?"

„Nein, ich bin gesund und kann mich nicht erinnern, je krank gewesen zu sein."

„Nun, Gott sei Dank. Dann, meine Tochter Bachiana", fuhr die Äbtissin Mitrodora, das Gespräch abschließend, fort, „wirst du in dieser, spätestens in der nächsten Woche die Meinung der Schwestern über deinen Verbleib im Kloster erfahren, und ich hoffe, sie wird positiv ausfallen. Nicht wahr, meine Schwestern?" wandte sie sich an Feodora und Iwanna.

Schwester Iwanna nickte selbstverständlich sofort mit dem Kopf, und die Küsterin Feodora sagte: „Ich habe schweigend das ganze Gespräch mit angehört, aber ich war von Anfang an dafür, Bachiana in unsere Schwesternschaft aufzunehmen. Mein Herz spürt, daß es eine Fügung Gottes ist: Hier ist ihr Platz, und ich hoffe, sie wird eine treue Himmelsbraut werden."

Gegen Ende des Gesprächs hatte die Äbtissin zur Pilgerin, die sie noch gestern hatte zurückschicken wollen, mütterliche Zuneigung gefaßt.

„Geh, mein Kind, richte dich ein, ruhe dich aus, bring dich in Ordnung", sagte sie zu Bachiana und geleitete sie zur Tür.

„Die erste Zeit wirst du ein graues Novizinnengewand tragen. So ist es Brauch. Wenn wir aber dann zur Weihe kommen, zur Feier unserer Selbstentsagung im Namen des Herrn, wirst du unter die wahren Nonnen aufgenommen sein und dich in Schwarz kleiden wie wir. Dann werden wir auch deinen Namen gemäß den Kirchenregeln ändern. So wird es wohl sein. Doch ich sehe, du würdest gern deinen Namen behalten? Ich seh's an deinen Augen, sprich ohne Scheu."

„Ja, ehrwürdige Mutter, ich habe nur eine einzige Bitte – ich möchte den Namen behalten, mit dem ich hier angekommen bin."

„Wir werden darüber nachdenken. Möglich, daß du recht hast, Bachiana. Auch mir gefällt dein Name, obwohl es kein kirchlicher ist. Waren deine Eltern Musiker?"

„Wie soll ich sagen, das nicht gerade, aber beide liebten die Musik. Vater war Seemann, Kapitän eines Handelsschiffs, er ist bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen. Und Mutter ist kurz darauf gestorben. Meine schönste Erinnerung an sie beide ist, wie wir einmal, als ich noch klein war, zusammen nach Deutschland gefahren sind. Da haben wir immerzu Kirchen besucht, haben Orgelmusik gehört."

„Dann ist es also kein Zufall. Und wegen des Namens mach dir keine Sorgen, es gibt immer Ausnahmen von der Regel. Einstweilen leb und sieh dich um, studiere unseren Orden. Später werden wir alles entscheiden. Kommt Zeit, kommt Rat. Es soll dir nur eine Hilfe sein..."

Während Bachiana schon das Zimmer der Klostervorsteherin verließ, empfand sie plötzlich den seltsamen Wunsch, zurückzukehren, die alte Äbtissin zu umarmen und sich an ihrer Brust laut auszuweinen, sich alles vom Herzen zu reden, alles zu erzählen, wie es war und was sich ereignet hatte, und dann an Ort und Stelle zu sterben, einfach nicht mehr weiter zu existieren, zu verschwinden wie Rauch, um sich selbst nicht mehr zu kennen, um gegenüber jedwedem Kummer und Leid unverwundbar zu sein. Wie sehr wünschte sie sich das!

(In russischer Sprache erstveröffentlicht in Heft 11/88 von Literaturni Kirgistan.)

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

Unsere vier Wände

Dieses Foto, aufgenommen vor über 27 Jahren, zeigt meine Frau und unsere Kinder in der eigenen Wohnung. Als AWG-Mitglieder hatten wir dafür fleißig gespart und viele Stunden bei Erdarbeiten geholfen. Zwar war alles sparsam möbliert – Geld knapp, Ehekredite noch unbekannt und das Warenangebot unvergleichlich bescheidener als heute. Hier, in dieser Wohnung, büffelten wir für unser Fernstudium, hier erlebten Frank und Katrin glückliche Kinder- und Jugendjahre, hier vollendete sich auch der Lebensweg meiner Frau. Heute wächst eine neue Generation heran, und so ist wieder Kinderlachen in meinen vier Wänden zu hören.

Leonhard Penzold, Berlin

Hochzeitshaus

Der Begriff Kleinod ist in diesem Fall nicht übertrieben – das zentrale Standesamt in Erfurt ist ein Schmuckstück. Bestimmt hat es sich herumgesprochen, daß unsere Altstadt im großen Rahmen rekonstruiert wird. Aber das absolute Bravourstück steht an der Großen Arche 6! Einst, und das sind 430 Jahre her, war es Biereigenhof, Fleischerladen und Gaststätte, 1945 diente es der KPD als Treffpunkt. Nun strahlt es neu mit seinem alten Namen.

Dieter Schmidt, Erfurt

Geschafft!

Das bin ich nach bestandenem Abitur. Seit meiner Geburt bin ich körperbehindert und stets auf Hilfe angewiesen. Zur Schule brachte mich meine Mutti, während des Unterrichtstages halfen mir Mitschülerinnen und auch die Lehrer. Obwohl ich manchmal nicht alles so erledigen konnte wie die gesunden Schüler, habe ich doch die Erweiterte Oberschule gut abgeschlossen. Und deshalb diese Freude, die aus dem Foto spricht!

Renate Hawelka
Seehausen (Altmark)

Auf den Straßen, auf den Bahnen...

Anbei ein Foto aus dem Jahre 1950, aufgenommen im Treptower Park während des Deutschlandtreffens der Freien Deutschen Jugend in Berlin. Ich war damals 18 Jahre alt, mein Mann 28. Zwischen uns unsere Quartiereltern, Friedrich und Charlotte Thal, beide über 70, „Oma Charlotte" fast blind. Wir waren von Schwerin aus in einer LKW-Kolonne viele Stunden lang unterwegs gewesen, mein Mann gerade aus dem Tbc-Krankenhaus entlassen, und bei mir saß der Rock schon reichlich eng. Wie froh waren wir darum, endlich am Ziel zu sein: Breite Straße 24, Hinterhaus, Kellerwohnung, dunkel, feucht, ein echtes Gewölbe. Aber über dem Eingang eine Tafel mit Willkommensgruß und eine Girlande! Zur Begrüßung gab es Malzkaffee, Butterbrot und grünen Salat. Daß wir dieses Bild aus unserer FDJ-Zeit aufgehoben haben, zeugt davon, wie wohl wir uns bei Thals fühlten. Ein Jahr später besuchten wir sie mit dem inzwischen geborenen Sohn – so eine Freude! Dann schrieben wir uns noch einige Jahre, bis wir erfuhren, daß sie in ein Heim sollten. Die Adresse bekamen wir leider nie heraus. Unser Sohn, auf dem Bild noch unsichtbar, ist Major der NVA, zwei Töchter haben wir auch und bisher drei Enkelkinder. Leider sind wir beide bei schlechter Gesundheit und können schon lange kaum noch etwas unternehmen. Gut, daß wir unsere jungen Jahre genutzt haben, überall dabei zu sein!

Edith Meier, Waren

Futterfuhre

Sommer 1960 im Berliner Tierpark, wo ich diese Aufnahme machte. Es war ein erlebnisreicher Tag, den ich gemeinsam mit meiner Tochter verbrachte. Damals stand das Alfred-Brehm-Haus noch nicht, auch eine Reihe von Tiergruppen war vorläufig behelfsmäßig untergebracht. Seitdem bin ich immer wieder gern dort, selbst im Winter ist es erholsam. So ein Besuch ist ein besonderes Ereignis.

Lieselotte Heinicke, Dessau

„Ich glaube, Ihr könnt jahrelang Bilder veröffentlichen, denn jeder Bürger unseres Landes kann mit Fotos ein Stück DDR-Geschichte darstellen!" Das schrieb Helmut Drechsler in seinem Beitrag zu einem FW-Bilderbogen aus ganz persönlichen Momentaufnahmen. Der Aufruf erschien im Heft 1/89. Wir freuen uns über das Echo aus allen Teilen unserer Republik. Die ersten Beispiele haben wir auf dieser Seite zusammengestellt – im nächsten Heft geht es weiter. An jedem Monatsende verlosen wir unter allen Einsendern 10 Prämien à 50 Mark – die ersten Gewinner erfahren Sie in Heft 4/89. Außerdem wird jede Veröffentlichung honoriert. Die Aktion hat aber erst begonnen: Wir erwarten noch viele Bilder unter dem Kennwort „Ein Foto aus meinem Leben": Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026.

Aktive Anteilnahme

Viel war in den letzten Wochen in den Massenmedien zu sehen und zu hören von dem furchtbaren Erdbeben in Armenien. Es gibt wohl kaum einen Menschen, den dieses tragische Unglück nicht berührt hat. Ihren Beitrag „Schützt die Kinder und das Korn" (FW 27/88) fand ich sehr beeindruckend. Wie gut, daß die Hilfe für dieses wirklich leidgeprüfte Volk in vielen Ländern so groß ist. Auch die DDR-Bevölkerung hat wie schon oft bewiesen, zu welch großartigen Solidaritätsbeweisen sie fähig ist.

Bernd Schade, Rohr

In unserem Werk VEB Braunkohlenveredlung Espenhain sind solidarisches Fühlen und Handeln fest verankert, als parteiliche Anteilnahme am Kampf für ein menschenwürdiges Leben in einer friedlichen Welt wie auch um Not bei solch verheerenden Naturkatastrophen wie in Armenien zu lindern. Spontan begannen Listensammlungen in den DSF-, Gewerkschafts- und Arbeitskollektiven, deren Erlös auf das Konto 444 – Kaukasus eingezahlt wurde.

Ingrid Gieschler, DSF-Sekretär

Kaiser von China

Sehr interessant fand ich den ersten Teil Ihrer neuen Serie „Der kleine Kaiser" (FW 27/88). Nun möchte ich gern die ganze Biographie lesen. Ist sie bei uns erschienen?

Heike Klauke, Berlin

Die Autobiographie des letzten Kaisers von China, Pu Yi, ist in der DDR bisher nicht verlegt worden. Wie aber gerade dieser Tage im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel zu lesen war, wird 1989 vom Verlag Neues Leben als Lizenznahme vom Carl Hanser Verlag, München, Wien, das Buch „Ich war Kaiser von China" herausgegeben. Die Auszüge, die FREIE WELT sehr gedrängt und gekürzt in drei Teilen (27/88–2/89) abdruckte, folgen einer anderen Ausgabe, die in Übersetzung von P. Hüngsberg im Verlag für fremdsprachige Literatur Peking erschien.

Constanze Treuber

Gefährliche Wirbel

Angeregt durch den Beitrag „Winters stürmisches Erwachen" (FW 24/88) habe ich zwei Fragen: Wie entsteht ein Wirbelsturm, und kann er auch in unseren Breiten auftreten?

Hans Höhn, Sangerhausen

Wirbelstürme sind eine typische Erscheinung tropischer Breiten. Je nach ihrem regionalen Auftreten unterscheidet man Hurrikane – Nordatlantik, Ostpazifik, Taifune – Ost- und Südostasien, Baguios – Philippinen, Mauritiusorkane – Westteil des Indik, Willy-Willies – Australien oder Südseeorkane. Sie haben in der Regel einen horizontalen Durchmesser zwischen einigen hundert, maximal von tausend Kilometern. Tropische Wirbelstürme entstehen mit Ausnahme der unmittelbaren Äquatorzone über Seegebieten der Tropen, wobei Wassertemperaturen über 27 °C und hohe Wasserdampfanreicherung in der Atmosphäre die Energiebasis schaffen. Tropische Wirbelstürme ziehen auf der Nordhalbkugel häufig zunächst nach Westen, später nach Nordwesten bis Nordosten. Damit kommen sie in kühlere Gebiete und wandeln sich in gewöhnliche Tiefdruckgebiete um. Mit Übertritt auf Land schwächen sie sich aufgrund der erhöhten Reibung an der Erdoberfläche hinsichtlich der Druck- und Windverhältnisse rasch ab und verursachen dann häufig starke Niederschläge. Was Wirbelstürme so gefährlich macht, sind die viel stärkeren Luftdruckunterschiede als bei gewöhnlichen Tiefdruckgebieten. Daraus ergeben sich wesentlich höhere Windgeschwindigkeiten sowie die trichterförmige Struktur mit einem „Auge" (Wolkenauflösung) in der Mitte. Die Windgeschwindigkeit erhöht sich noch bei Tornados. Bei uns sind viel schwächer entwickelte Erscheinungen dieser Art als Wasser- oder Windhose bekannt. Tornados (Foto) sind, was die Windstärke anbelangt, die gefährlichste atmosphärische Erscheinung auf unserer Erde überhaupt.

Helmut Neumeister, Meteorologischer Dienst Potsdam

Trainings-Tips aus China

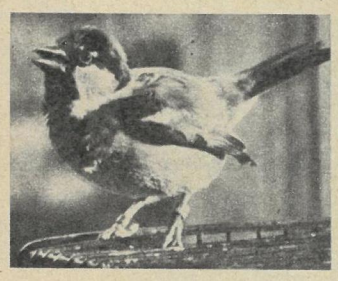
Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt ... Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte" weiß man das von alters her:

Bär

Wirkung: Diese Übung stärkt und kräftigt die Bauchmuskeln und trainiert die Beine. Außerdem unterstützt sie das Ausscheiden von Salzen aus dem Körper und bewirkt eine bessere Durchblutung des Kopfes.
Ausführung: Aus leichter Grätschstellung bei gestreckten Beinen nach vorn beugen, Kopf und Arme senken, mit den Handflächen auf den Boden stützen – die Finger zeigen nach vorn. Nun den linken Arm vorwärts setzen, danach das linke Bein – ohne es zu beugen – genau so weit vorwärts setzen (Abb. 1). Jetzt die gleiche Bewegung mit dem rechten Arm und rechten Bein ausführen. Anschließend diesen Bewegungszyklus in umgekehrter Richtung machen – also linkes Bein und linken Arm zurücksetzen, danach das rechte Bein und den rechten Arm. Die ganze Übung dreimal wiederholen.

Sperling

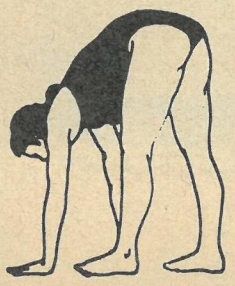
Wirkung: Die Übung kann zur Regulierung der Hypophysentätigkeit beitragen und wirkt sich günstig auf die Funktion der Bauchspeicheldrüse aus.
Ausführung: Aus dem Stand den Oberkörper nach vorn beugen, die Hände auf die Oberschenkel legen, die Knie leicht beugen, den Kopf etwas heben. Nun die Arme nach hinten aufwärts führen und den Kopf anheben (Abb. 2). In dieser Position kleine, federnde Sprünge nach vorn ausführen – die Übung erinnert an das Hüpfen der Sperlinge.



Versuchen Sie, diese Sprünge exakt und rhythmisch zu machen. Günstig wären täglich 10 Minuten.

Wir möchten darauf hinweisen, daß alle diese Übungen aufeinander abgestimmt sind, jedoch wirkt auch jede Übung für sich. Enthusiasten, die den Komplex bereits in das Arsenal ihrer gesundheitsfördernden Mittel aufgenommen haben, bitten wir jedoch zu bedenken: Wie bei jeder anderen Gymnastik erreicht man nur durch Regelmäßigkeit den gewünschten Effekt.

Weitere Übungen folgen.



Preisfrage

Heft 3/89

Wie wurde der Dreispringer Viktor Sanejew genannt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 6/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 1. März 1989. Auflösung von Heft 27/88: Acht Meter. Wir gratulieren Matthias Schumann, Suhl.

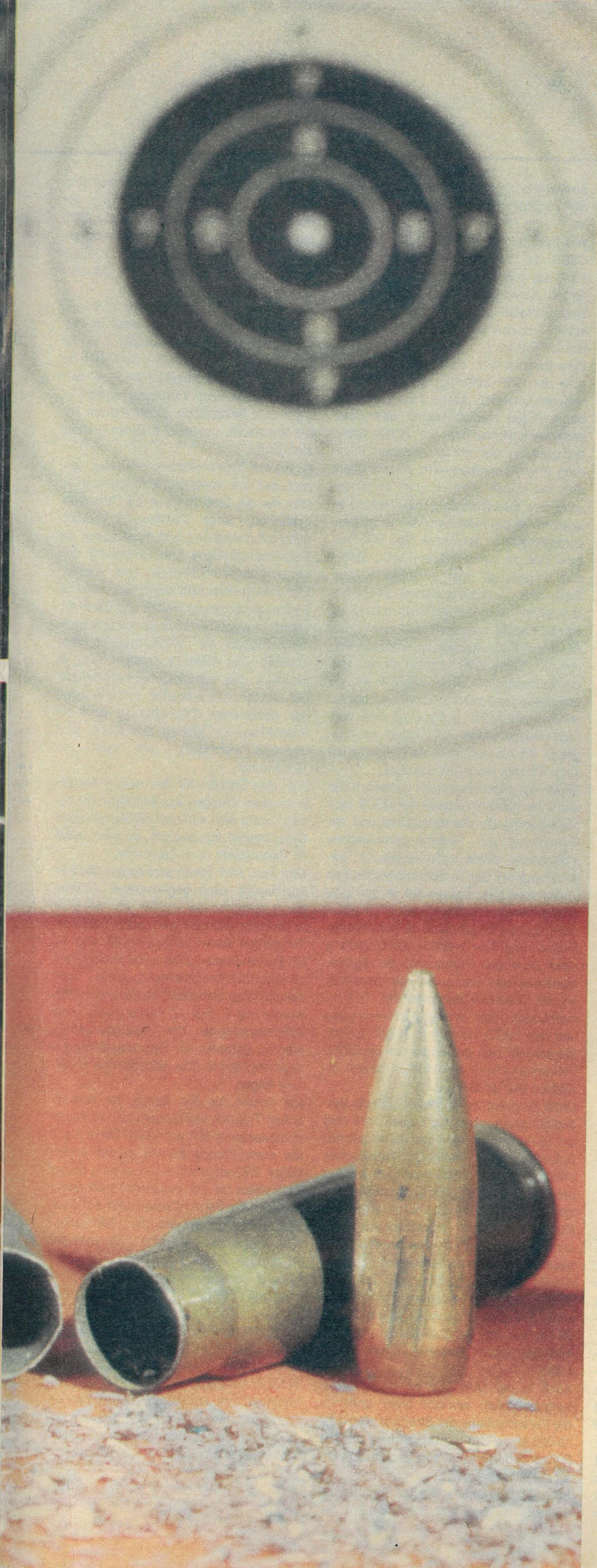
Wer schreibt uns?

Marina Sobolewa, 24 Jahre alt, auf dem Gebiet der künstlerischen Gestaltung tätig, Interessen: Musik, Theater, Sport, Nähen, Stricken; sammelt Mode- und Strickzeitschriften; wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. UdSSR, 660 025 Krasnojarsk, per. Wusowski d. 7, kw. 30

Wika Litwinowa, Studentin, Interessen: Geschichte, Literatur, Sport, Fremdsprachen; Hobby: Gedichte-schreiben, wünscht Briefwechsel in russisch, englisch oder spanisch. UdSSR, 344 058 Rostow n/D., pr. Kommunistitscheski 24/3, kw. 25

Alla Golubewa, 24 Jahre alt, Aspirantin (Geographie) an der Leningrader Universität, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. Interessen: Reisen, Filme. UdSSR, 195 267 Leningrad, Susdalski pr. d. 107, kw. 89

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Leonhard Penzold, Lieselotte Heinicke, Dieter Schmidt, Bruno Schneider, privat, Archiv, Klaus Rudloff; Repro aus „Wie verhalten sich Tiere", Urania-Verlag; Zeichnungen aus „Echo Planety" 21/88.



Vor der Wiener Konferenz:

Gewinnen müssen alle

Das Komitee der Verteidigungsminister der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages übergab der Öffentlichkeit ein wichtiges Dokument, nachdem die UdSSR und mit ihr andere Staaten des Warschauer Vertrages einseitig erhebliche Reduzierungen ihrer Truppen und Waffen angekündigt haben. Es enthält den komplexen und detaillierten Vergleich von Streitkräften und Rüstungen der NATO und des Warschauer Vertrages. Darüber sprach exklusiv für FREIE WELT der militärpolitische Kommentator der Presseagentur Nowosti (APN) Wassili Morosow mit dem Chef einer Verwaltung im Generalstab der Streitkräfte der UdSSR, Generaloberst Nikolai Tscherwow.

Welchen Platz nimmt heute die Reduzierung der konventionellen Rüstungen und Streitkräfte in Europa im Gesamtprozeß der Abrüstung ein?

Um es gleich zu sagen, die Sowjetunion hat niemals die Reduzierung der konventionellen Rüstungen losgelöst von den anderen Abrüstungsfragen betrachtet. Das sind logisch miteinander verbundene Glieder. Jetzt, da der Prozeß der realen nuklearen Abrüstung in Gang kommt und auf dem Wege zu einer fünfzigprozentigen Reduzierung der strategischen Offensivwaffen viel getan worden ist, rückt das Problem der konventionellen Rüstungen in den Vordergrund.

Es ist allgemein bekannt, daß in Europa Unmengen von Waffen lagern und die militärische Konfrontation hier äußerst gefährlich ist. Wie aus der am 30. Januar dieses Jahres veröffentlichten Erklärung des Komitees der Verteidigungsminister der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages „Zum Verhältnis der zahlenmäßigen Stärke der Streitkräfte und Rüstungen der Organisation des Warschauer Vertrages und des Nordatlantischen Bündnisses in Europa und den angrenzenden Seegebieten" hervorgeht, stehen auf dem europäischen Kontinent Truppengruppierungen mit mehr als 3,5 Millionen Mann einander gegenüber.

Berechnungen zeigen, daß Europa schon nach zwanzig Tagen konventionellen Krieges das Los von Hiroshima ereilen würde, das heißt, aus Europa würde ein Euroshima werden. Deshalb müssen, bevor es zu spät ist, auf dem europäischen Kontinent mehr denn irgendwo anders die militärischen Potentiale der einander gegenüberstehenden Seiten auf ein lediglich für die Verteidigung notwendiges Niveau herabgesetzt werden. Die Organisation des Warschauer Vertrages und die NATO müssen ihre Militärdoktrinen offen miteinander vergleichen und überdenken. In der Erklärung des Komitees der Verteidigungsminister der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages heißt es dazu: „Die Streitkräfte des Warschauer Vertrages und des Nordatlantischen Bündnisses in Europa müssen so beschaffen sein, daß bei zuverlässiger Gewährleistung seiner Verteidigung keines der beiden Bündnisse über Mittel für einen Überraschungsangriff auf die andere Seite sowie für Angriffsoperationen überhaupt verfügt."

Ein sehr wichtiger Schritt in dieser Richtung ist natürlich der am 7. Dezember 1988 von Michail Gorbatschow bekanntgegebene Beschluß der Sowjetunion, in den Jahren 1989/1990 die sowjetischen Streitkräfte einseitig um 500 000 Mann (oder um 12 Prozent ihrer Gesamtstärke) zu reduzieren. Worin bestehen die Besonderheiten einer solchen Reduzierung?

Vor allem ist das der große Umfang der Reduzierung: Der Truppenstärke nach entspricht sie dem Personalbestand der Bundeswehr. Was Europa betrifft, so werden die sowjetischen Truppen in vier Ländern – der DDR, der ČSSR, der UVR und der VRP – sowie im europäischen Teil der Sowjetunion selbst reduziert: insgesamt 240 000 Mann, 10 000 Panzer, 8500 Artilleriesysteme und 800 Kampfflugzeuge. Von den 10 000 Panzern werden 5000 verschrottet und die restlichen in Zugmaschinen für zivile Zwecke und in Übungsgeräte umgebaut.

Außer den umfassenden Reduzierungen vollziehen sich prinzipielle qualitative Veränderungen in den sowjetischen Streitkräften, denen eine strukturelle Angriffsunfähigkeit verliehen wird. Die sowjetische Militärstrategie ändert sich. Dazu lassen sich folgende konkrete Fakten anführen.

Reduziert werden moderne Waffenarten (aus den Gruppen der sowjetischen Streitkräfte werden 5300 der modernsten Panzer abgezogen). Die aus der DDR, der ČSSR und der UVR abzuziehenden sechs Panzerdivisionen (etwa 2000 Panzer) werden aufgelöst – aufgelöst, aber nicht anderswo stationiert, wie das manche Abrüstungsgegner ohne jeden Grund behaupten. Die auf dem Territorium der europäischen Verbündeten der UdSSR noch verbleibenden Divisionen werden umstrukturiert, und eine große Anzahl neuer Panzer (etwa 40 Prozent, insgesamt 3300 Gefechtsfahrzeuge) wird ausgegliedert. Diese Divisionen werden eine strikt defensive Struktur erhalten.

In Anbetracht dessen, daß gleichzeitig aus den Gruppen der sowjetischen Streitkräfte taktische Nuklearsysteme, Luftsturmeinheiten, Luftlandeübersetzeinheiten bzw. Truppenteile samt Waffen und Technik abgezogen werden, wird das Potential für einen Überraschungsangriff der sowjetischen Truppen stark reduziert. Damit wird die derzeit in bestimmten Kreisen des Westens bestehende Besorgnis wegen der Gruppierung der sowjetischen Truppen in Europa ausgeräumt. Das mußte sogar der Oberste NATO-Befehlshaber Europa, General John Galvin, zugeben. Am 8. Dezember vergangenen Jahres erklärte er öffentlich in Genf, der Charakter der Reduzierung und Reorganisation der in Mitteleuropa stationierten Streitkräfte der UdSSR sei eine echte Bestätigung der Absichten der sowjetischen Führung, zu einer defensiven Militärdoktrin überzugehen. Die praktische Realisierung der angekündigten Maßnahmen durch die Sowjetunion, sagte der amerikanische General weiter, könne in der Tat zur Verringerung der offensiven Möglichkeiten der sowjetischen Streitkräfte führen.

Von Repräsentanten des Westens ist des öfteren zu hören, daß die Erklärungen über den defensiven Charakter der Militärdoktrin der UdSSR nur Worte seien, und man fragt, wo denn die Taten blieben. Was kann man dazu gegenwärtig sagen?

Man kann nur betonen: Gerade jetzt liegen doch konkrete Taten vor. Darüber haben wir bereits gesprochen. Hier sei noch ein weiterer Aspekt hervorgehoben: Jetzt leiten auch unsere Bündnispartner im Warschauer Vertrag einseitige Reduzierungen ein, was anschaulich belegt, daß der Kurs der UdSSR und der Organisation des Warschauer Vertrages insgesamt konsequent auf die Reorganisation der Streitkräfte nach den Prinzipien des für die Verteidigung Hinlänglichen gerichtet ist.

Wie bekannt wurde, haben die DDR, die ČSSR, die UVR und die VRB offiziell erklärt, daß auch sie ihre Streitkräfte einseitig reduzieren werden und mit der UdSSR einen Zeitplan für den Abzug der sowjetischen Truppen von ihren Territorien vereinbart haben.

Zum Beispiel wird die Nationale Volksarmee der DDR einseitig und unabhängig von den im März dieses Jahres in Wien beginnenden Verhandlungen über konventionelle Rüstungen um 10 000 Mann reduziert. In der entsprechenden Erklärung Erich Honeckers wird unterstrichen, daß mit dieser wesentlichen Verminderung der Personalstärke der Nationalen Volksarmee die Auflösung von sechs Panzerregimentern, der Abbau von 600 Panzern (die zu volkswirtschaftlichen Zwekken umgerüstet oder verschrottet werden), die Auflösung eines Fliegergeschwaders und die Außerdienststellung von 50 Kampfflugzeugen verbunden sind. All diese Reduzierungsmaßnahmen werden bis Ende 1990 abgeschlossen, und die Nationale Volksarmee der DDR wird so umstrukturiert, daß ihr Verteidigungscharakter noch strikter ausgeprägt wird. Weiterhin wurde erklärt, daß zugleich die Ausgaben für die nationale Verteidigung um zehn Prozent verringert werden.

In der Presse wurde bereits gemeldet, daß auch der Verteidigungsrat der ČSSR eine Reduzierung der Personalstärke und der Bewaffnung der Tschechoslowakischen Volksarmee sowie organisatorische Veränderungen in der Tschechoslowakischen Volksarmee beschlossen hat. In der dazu abgegebenen Erklärung wird unterstrichen, daß die ČSSR damit die schrittweise Realisierung ihrer Initiative zur Schaffung einer Zone des Vertrauens, der Zusammenarbeit und der guten Nachbarschaft an der Trennlinie zwischen den Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages und den NATO-Ländern in Angriff nimmt. Sie schließt sich damit den vor der UNO-Vollversammlung verkündeten neuen Initiativen der UdSSR an.

Unter anderem wurde erklärt, daß die Verteidigungsausgaben der ČSSR 1989/1990 um 15 Prozent gesenkt und die Anzahl der Soldaten der Tschechoslowakischen Volksarmee um 12 000 verringert werden sollen. 850 Panzer, 165 gepanzerte Fahrzeuge und 51 Kampfflugzeuge sollen außer Dienst gestellt und schrittweise verschrottet werden. In der Erklärung ist auch die Rede von einer Verringerung der Anzahl der Truppenübungen auf Divisions- und Regimentsebene um 50 Prozent, des Gefechtsschießens um 25 bis 30 Prozent und der Zahl der zu Übungen einzuberufenden Reservisten um 15 000 Mann.

Auch in der UVR gab es einen Regierungsbeschluß, wonach unter anderem die Personalstärke der Streitkräfte um fast 10 000 Mann und die Bewaffnung um 251 Panzer reduziert und eine Jagdfliegerstaffel aufgelöst werden.

Eine Meldung über einseitige Reduzierungen kommt auch aus Bulgarien, wo der Militärhaushalt des Landes um zwölf Prozent verringert, die Personalstärke der Bulgarischen Volksarmee bis Ende 1990 um 10 000 Mann und die Bewaffnung um 200 Panzer, 200 Artilleriesysteme, 20 Flugzeuge und fünf Flotteneinheiten reduziert werden.

Ein Beispiel dafür, daß bei uns Wort und Tat eine Einheit bilden, ist auch die vor kurzem abgegebene Erklärung, daß der Militärhaushalt der UdSSR – die Mittel, die dem Verteidigungsministerium aus dem Staatshaushalt zur Verfügung stehen –, der heute bekanntlich 20,2 Milliarden Rubel ausmacht, um etliche Prozent reduziert wird.

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß der sowjetische Militärhaushalt (der nur die Dienstbezüge der Armeeangehörigen, deren Verpflegung, Versorgung mit Bekleidung und Ausrüstung, die Gefechtsausbildung, die Errichtung von Verteidigungseinrichtungen und sozialen Einrichtungen enthält) nicht die Kosten für Serienlieferungen an Waffen und Gerät sowie von einigen Forschungs- und Entwicklungsarbeiten für Waffensysteme einschließt. Alle diese Ausgaben sind im Haushalt des Verteidigungsministeriums der UdSSR nicht enthalten. Entsprechend der getroffenen Entscheidung wird die Produktion von Waffen und Gerät jetzt ebenfalls verringert, und zwar um 19,6 Prozent.

Was den Zeitplan für den Abzug der sowjetischen Truppen aus Mitteleuropa betrifft (wofür sich natürlich die europäische Öffentlichkeit interessiert), so wird daran im Generalstab noch gearbeitet.

Man kann aber schon jetzt sagen, daß beispielsweise nach gegenseitiger Abstimmung zwischen der UdSSR und der DDR in Betracht gezogen wird, noch 1989 vom Territorium dieses Landes die 25. und die 32. Panzerdivision, zwei selbständige Panzerausbildungsregimenter sowie acht selbständige Bataillone abzuziehen. 1990 werden die 7. und 12. Panzerdivision, die Luftsturmbrigade, drei Ausbildungsregimenter, darunter ein Panzerausbildungsregiment, sowie drei selbständige Bataillone folgen.

Die Fristen für den Abzug der sowjetischen Truppen aus Ungarn hat die Nachrichtenagentur MTI gemeldet. Danach soll die erste Etappe bereits in der ersten Hälfte 1989 abgeschlossen sein. In dieser Zeit sollen die bei Veszprem stationierte sowjetische Panzerdivision und ein Panzerausbildungsregiment die UVR verlassen. In der zweiten Hälfte 1989 wird der Abzug der sowjetischen Truppenteile fortgesetzt. Gleichzeitig wird eine Umgruppierung der Truppen innerhalb des Landes erfolgen.

Ich denke, diese Fakten bestätigen anschaulich, daß bei der UdSSR und den anderen Ländern der Organisation des Warschauer Vertrages Wort und Tat übereinstimmen. Ihre Abrüstungsmaßnahmen erfolgen auch in der Hoffnung, bei den anderen europäischen Ländern Denkanstöße und analoge Schritte auszulösen.

Gewinnen müssen alle

Auf der jüngsten internationalen Genfer Konferenz zu den Problemen und Perspektiven einer Reduzierung der Streitkräfte und konventionellen Rüstungen in Europa sagten einige Teilnehmer, eine Reduzierung um 500 000 Mann würde die „sowjetische Überlegenheit" noch nicht beseitigen. Deshalb sei eine weitere einseitige Reduzierung seitens der UdSSR notwendig. Was können Sie, der Sie ja Vertreter der Sowjetunion auf dieser Konferenz waren, dazu sagen?

Ich denke, solche nicht fundierten Erklärungen sind ein Zeichen dafür, daß die andere Seite nicht bereit ist, reale Maßnahmen, ernsthafte Schritte zur Abrüstung zu unternehmen. Solche Erklärungen stehen nicht einmal mit den eigenen Interessen der NATO in Einklang, weil sie weder der Lage noch der Stimmung in der Öffentlichkeit entsprechen und weil sie von der Wahrheit weit entfernt sind.

Der Westen sollte die militärischen Potentiale beider Bündnisse im Ganzen betrachten. Natürlich wird niemand bestreiten, daß die Organisation des Warschauer Vertrages mehr Panzer als die NATO hat. Panzer sind aber doch noch nicht das gesamte und zudem keineswegs das ausschlaggebende militärische Potential der einen oder der anderen Seite. Hat doch die NATO ihre eigenen wesentlichen Übergewichte. Da ist die Zahl der Kernsprengköpfe der strategischen Offensivwaffen, von denen die USA fast 4000 Einheiten mehr besitzen als die UdSSR. Dann ist da die Gesamtzahl der Kernwaffen, von denen die NATO viele tausend Einheiten mehr hat als die UdSSR. Ferner ist da die Gesamtzahl der Kampfschiffe der Hauptklassen, von denen die NATO fast doppelt soviel hat wie die Organisation des Warschauer Vertrages (570 bzw. 300 Einheiten). Und schließlich ist da noch die Überlegenheit der NATO bei den Kräften und Mitteln der strategischen Verlegung von Truppen und Technik (5:1) sowie bei der Marineinfanterie (fast 10:1).

Was das Kräftegleichgewicht in Europa und den angrenzenden Seegebieten betrifft, so sieht es entsprechend den vom Komitee der Verteidigungsminister der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages veröffentlichten Daten folgendermaßen aus:

Bei etwa gleicher Truppenstärke der Land- und Luftstreitkräfte ist das Nordatlantische Bündnis der Organisation des Warschauer Vertrages in der Stärke der Seestreitkräfte doppelt überlegen. Die NATO übertrifft die Organisation des Warschauer Vertrages in der Zahl der Kampfflugzeuge der (taktischen) Frontfliegerkräfte und der Seefliegerkräfte, der Kampfhubschrauber sowie der PALR-Komplexe.

Auf seiten der Organisation des Warschauer Vertrages besteht eine Überlegenheit bei Panzern, Startrampen für taktische Raketen, Kampf-Abfangjagdflugzeugen der Truppen der Luftverteidigung sowie bei Schützenpanzern, Schützenpanzerwagen und Artillerie.

Bei den Rüstungen der Seestreitkräfte verfügt die NATO gegenüber der Organisation des Warschauer Vertrages über eine bedeutende Überlegenheit bei Kampfflugzeugen der Seestreitkräfte sowie hinsichtlich der Anzahl großer Überwasserschiffe, darunter bei Flugzeugträgern und Flugdeckschiffen. Die Organisation des Warschauer Vertrages hat einen bestimmten Vorteil bei U-Booten mit Raketen- und Torpedobewaffnung. Man schätzt ein, daß die NATO in bezug auf den Zustand der Infrastruktur und auf die qualitativen Charakteristika bei vielen Waffenarten jetzt besser dasteht. Das sind die Tatsachen.

Das militärische Kräfteverhältnis in Europa kann also bei Berücksichtigung aller seiner Komponenten als annähernde Parität charakterisiert werden, die weder der einen noch der anderen Seite die Möglichkeit einräumt, sich einen entscheidenden militärischen Vorteil auszurechnen.

Gleichzeitig möchte natürlich die Sowjetunion, daß ihre Besorgnis wegen der bestehenden Ungleichgewichte, besonders wegen der großen Überlegenheit der NATO bei den Seestreitkräften, in den NATO-Ländern berücksichtigt wird.

Die einfachen Menschen in Ost und West fragen häufig, warum die UdSSR als erste mit der beträchtlichen einseitigen Reduzierung begonnen habe?

Die Antwort ist hier klar. Einer muß mit gutem Beispiel vorangehen. Und das hat die UdSSR getan. Als wir uns zu einer so umfangreichen einseitigen Reduzierung entschlossen, ließen wir uns von dem Bestreben und der Forderung der Völker leiten, die militärische Konfrontation in Europa abzubauen, die militärischen Spannungen insgesamt zu verringern und die Eindämmung des Wettrüstens unumkehrbar zu machen.

Manche bringen unsere Entscheidung mit der Wirtschaft in Verbindung. Sie mögen in gewissem Maße sogar recht haben. Wirtschaftliche Erwägungen sind für alle wichtig. Auch bei uns werden durch die Truppenreduzierung Tausende von Arbeitskräften in die Volkswirtschaft des Landes strömen, und die Verteidigungsausgaben werden sinken. Die sowjetische Initiative ist aber keine Taktik, sondern die praktische Realisierung des konsequenten, langfristig angelegten außenpolitischen Kurses der UdSSR. Mit dieser einseitigen Reduzierung leisten wir unseren gewichtigen Beitrag zur Entspannung, zur Gewährleistung von Frieden und Eintracht auf dem europäischen Kontinent und in Asien. Hier kommt der Sowjetunion zweifellos ein großes Verdienst vor der gesamten Weltgemeinschaft zu.

Einen Erfolg bei der Reduzierung der konventionellen Rüstungen sehen wir nicht nur in Vereinbarungen in den künftigen Verhandlungen in Wien, sondern auch in einseitigen Schritten beider Seiten. Nichts hindert die USA und die NATO daran, beliebige entgegenkommende Schritte zu unternehmen, doch müßten sie ebenso konstruktiv sein. Wir haben ein Beispiel für Vertrauen, für die Abkehr von der Hochrüstung hin zur Rüstungsminderung gegeben. Und einem guten Beispiel sollte man folgen. Die UdSSR wird natürlich von den USA und der NATO keine analogen Schritte verlangen. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir damit rechnen, daß unsere einseitige Initiative eine positive Reaktion der NATO-Länder nach sich zieht, daß diese mit eigenen Initiativen aufwarten.

Sie könnten ebenfalls ihre konventionellen Rüstungen in Europa reduzieren, und zwar besonders die, bei denen ein Ungleichgewicht zu ihren Gunsten besteht. Durch solche gemeinsamen Anstrengungen könnte die militärische Konfrontation in Europa wesentlich abgebaut werden, noch bevor Vereinbarungen über die gegenseitige Reduzierung der Streitkräfte und konventionellen Rüstungen in dem weiten Gebiet vom Atlantik bis zum Ural vorliegen.

Noch läßt sich schwerlich beurteilen, wie die neuen Verhandlungen verlaufen werden, die im März dieses Jahres in Wien beginnen. Es gibt allen Grund zu der Annahme, daß die sowjetische Initiative zur Reduzierung der Streitkräfte um 500 000 Mann den Erfolg dieser Verhandlungen positiv beeinflussen wird. Was würden Sie dem noch hinzufügen wollen?

Vor allem möchte ich die Haltung der UdSSR und der Organisation des Warschauer Vertrages zum Problem der konventionellen Rüstungen insgesamt noch einmal ansprechen. Sie ist allen bekannt: Wir schlagen die Verringerung der Streitkräfte der Seiten in drei aufeinanderfolgenden Etappen vor. Dazu wurde schon viel gesagt und geschrieben.

Zu erinnern wäre lediglich daran, daß für den Anfang ein Austausch von Daten, deren Überprüfung durch Inspektionen, die Ermittlung der Überlegenheiten und Asymmetrien sowie Entscheidungen über deren Beseitigung vorgesehen sind. Danach sollte die Vereinbarung über einen bedeutenden Schritt – die Reduzierung der Streitkräfte der NATO und der Organisation des Warschauer Vertrages um 500 000 Mann auf beiden Seiten – erfolgen. Dann wäre eine Situation erreicht, in der die Seiten nur noch über für die Verteidigung hinlängliche Kräfte verfügen. So sieht unser prinzipielles Vorgehen aus.

Für einige könnte sich die Frage erheben, ob auch andere Szenarien, andere Varianten der Reduzierung möglich seien?

Ja, es wären auch andere Varianten möglich. Davon seien hier nur zwei genannt. Die erste wäre, sofort mit prozentual gleichen Reduzierungen zu beginnen (Umfang und Etappen der Reduzierung nach Vereinbarung). Die zweite wäre, zu versuchen, sich über geringere Truppenstärken zu verständigen, die für die Verteidigung notwendig, aber in keiner Weise zur Offensive geeignet sind. Vom vereinbarten „Verteidigungsminimum" ausgehend, kann man zu den erforderlichen Reduzierungen übergehen. In diesem Zusammenhang wäre es jedoch unseriös, nur über die Land- und die Luftstreitkräfte zu reden und die Seestreitkräfte unberücksichtigt zu lassen. Die NATO-Länder müssen unbedingt ihr Übergewicht bei den Seestreitkräften beseitigen. Die Hauptsache ist in jedem Falle, das Gleichgewicht insgesamt nicht zu stören und die gleiche Sicherheit zu wahren. Es wäre eine Illusion, damit zu rechnen, daß die eine Seite reduziert, während die andere nur zuschaut und kontrolliert.

Welche Maßnahmen zur Festigung des Vertrauens könnten zum Erfolg der neuen Verhandlungen beitragen?

Dazu würde ich die folgenden fünf zählen: Erstens die Verminderung der Konzentration der Streitkräfte und Rüstungen auf ein vereinbartes Minimum in der Berührungszone der beiden Bündnisse. Zweitens den Abzug der gefährlichsten Offensivwaffen aus dieser Zone. Drittens die Schaffung eines kernwaffenfreien Korridors entlang der Berührungslinie der Organisation des Warschauer Vertrages und der NATO (jeweils 150 Kilometer auf jeder Seite), aus dem beide Seiten sämtliche Kernwaffen abziehen müssen. Viertens die Schaffung von kern- und chemiewaffenfreien Zonen sowie von Zonen verminderter Rüstungskonzentration und höheren Vertrauens in Europa. Fünftens schließlich die Aufnahme gegenseitiger Konsultationen über die Reduzierung der militärischen Aktivität der Seiten auf See.

Welche weiteren Fragen sind vor den bevorstehenden Wiener Verhandlungen noch nicht geklärt?

Ich sage es offen: Wir warten noch ab, bis die NATO uns ihre Position zu allen unseren Vorschlägen plausibel erläutert. Wir haben auch noch keine Antwort auf die Frage erhalten, ob die Länder der NATO zu einem Austausch der Verhandlungsdaten und zu deren Überprüfung durch Vor-Ort-Inspektionen bereit sind. Uns interessiert, ob die NATO-Länder bereit sind, die Struktur ihrer Streitkräfte so zu verändern, daß diese Verteidigungscharakter erhalten. Und schließlich wissen wir bis heute nicht, wann die NATO-Staaten genau darlegen wollen, wie sie in Beantwortung unseres Vorschlages über die Reduzierung der Militärpotentiale in drei Etappen an die neuen Verhandlungen herangehen werden.

Ich meine, dem Erfolg der neuen Wiener Verhandlungen über konventionelle Rüstungen wäre es durchaus dienlich, wenn die NATO ihre Meinung zu diesen Fragen vernehmen ließe. Die NATO-Staaten sollten operativer auf die sowjetischen Initiativen reagieren und nach gegenseitig annehmbaren Kompromissen suchen. Der NATO fehlt bislang ein konkretes Abrüstungsprogramm, dabei stehen die Verhandlungen doch schon vor der Tür! Wir hoffen auf ehrliche, aufrichtige Verhandlungen ohne Täuschungsmanöver, denn es geht hier nicht darum, daß eine Seite gewinnt. Gewinnen müssen alle, ansonsten würden alle verlieren.

Fotos: Detlef Christel, APN

Vierhänder im Kaukasus

An lockeren Schnee, wie er hier zuweilen fällt, erinnert das gleißende Geröll im Flußbett. Die Affen stöbern darin nach Zusatzkost; von der Assel bis zur Eidechse wird nichts verschmäht. Immergrüne Haine am Fuß der Berge bieten – anders als ihre Urheimat, der felsige Nordosten Afrikas – Knospen, Samen, Beeren in reicher Auswahl.

Im Prinzip sind sie wohl verwahrt – die jetzt über vierhundert Köpfe zählenden Mantelpaviane, die vom berühmten Institut für Experimentelle Pathologie und Therapie im abchasischen Suchumi nach den Vorbergen des Kaukasus ausgesiedelt wurden. Ein reißender Gletscherfluß, lotrechte Felswände machen ein Entweichen aus dem Reservat nahezu unmöglich. Dennoch... Es gibt Niedrigwasser oder einen Bergsturz; gewitzte Springer finden gleich ein, zwei Dutzend Nachfolger.

Wenig begeistert waren Maronen-(Edelkastanien-) Sammler, als ein Trupp Affen sich über ihre Proviantkörbe hermachte und den rechtmäßigen Besitzern gar noch die Zähne wies. Keine Frage, ein transportabler Zaun muß her, um Lücken zu schließen, die sich in der Absperrung auftun. Auf den Spuren dieses Problems und im Auftrag des Berliner Tierparks, den langfristig ein Freundschaftsvertrag mit Suchumi verbindet, reiste ich zu den Pavianen.

Ende September, das ist nach unseren Erfahrungen für „Affenforscher" in den Bergen die günstigste Zeit. Es regnet selten, die Temperaturen liegen mit 22 bis 26 °C genau richtig. Die Wälder sind voll reifer Früchte, so daß die Affen längere Zeit an einem Ort verweilen. Voriges Jahr hatten wir fünfzig Kilo Forschungsgepäck vom Halbleiterwerk Frankfurt/Oder dabei – mit dem Auftrag, die neueste Entwicklung eines batteriebetriebenen Weidezaungerätes „auf Affeneignung" zu testen. Die Frage lautet: Lassen sich mit diesem Gerät und einem leichten Schutzzaun wilde Mantelpaviane aufhalten – das heißt, eine Plantage, ein Feld vor dem nie versiegenden Appetit solcher Affenhorde schützen?

In der Nähe des Flusses bauten wir unsere Versuchsanlage auf. Sogleich zeigten sich die ersten Paviane. Nach wenigen Minuten waren wir von etwa 200 Affen umringt, jeder Handgriff wurde beobachtet. – Vergeblich mein Ruf: „Murat, gib mal den Gummihammer her!" Weg war das gute Stück. Damit flitzte ein halbwüchsiges Männchen, gefolgt von einer Bande Jungaffen, über die Wiese. Zunächst wurde ausführlich probiert und untersucht, ob man das Ding essen könnte. Da Hartgummi jedoch den Zähnen widerstand, wurde es weggeworfen. Erste Aufgabe für uns: sämtliches bewegliche Material in festen Behältnissen verstauen. Cheftierpfleger Arthur übernahm es, die Paviane mit ihren geliebten Spezialpellets abzulenken, damit wir an die Arbeit gehen konnten.

Schließlich steht die erste Variante eines kreisförmigen Versuchszaunes. Dann der Test: Tomaten und Gurken in den Kreis und die Impulsspannung auf den Draht. Wie wir schon ahnten, überwindet ein Teil der Gruppe den Zaun, tut sich an den Leckerbissen gütlich. Tja, Paviane sind eben keine Kühe oder Rothirsche, die Vierhänder haben erheblich mehr an Gewitztheit drauf.

Also umbauen, wieder testen – in den nächsten Tagen folgen neue Versuche. Sehenswert die verdutzten Gesichter auf der Affenseite, wenn es einem urplötzlich in der Hand oder an der Nase zuckt, weil er dem Draht zu nahe kam. Mit lautem Gezeter wird in Riesensätzen Schutz beim Herdenpascha gesucht. Da ringsum keine Gefahr zu erkennen ist, herrscht allgemeine Ratlosigkeit. Besonders Hartnäkkige versuchen es immer wieder – mit dem gleichen Resultat; andere wollen den „bösen Draht" unterkriechen – wie ein Plattfisch auf dem Meeresgrund – oder den Zaun mit einem Satz aus dem Stand überwinden, der selbst Olympiasieger vor Neid erbleichen lassen würde.

Ergebnis nach zehn Tagen: Die Masse der Paviane wird durch die Anlage zuverlässig abgehalten. Nur ein paar „Spezialisten", meist „Halbstarke", finden einen Weg, den Zaun zu überwinden. Unsere Hausaufgabe ist klar: An Gerät und Zaun müssen noch Verbesserungen erdacht und ausgeführt werden. Im kommenden Herbst geht es dann in die zweite Affenrunde.

Dr. Dieter Minnemann
(Text und Bild)

Was für jeden gilt,
ob er siegt oder verliert:

Talent haben ist kein Lehnstuhl

Die Turnerin „Schuschu", Jelena Schuschunowa aus Leningrad. Erst neunzehn, aber schon Olympiasiegerin, Welt- und Europameisterin, und das gleich mehrfach. Eine ihrer berühmten Vorgängerinnen, Larissa Petrik, hat ihr zugestanden, von den Finger- bis zu den Zehenspitzen offenbare sie selbst bei der höchsten Schwierigkeit Anmut und Seele. Was sich indes nur als Spiel mit dem Atemberaubenden dartut, hat „Schuschu" auch nach dem Triumph bei Olympia '88 jedermann wissen lassen: „Ich habe heut ganz schön kämpfen müssen." Ist Erfolg, wo immer er errungen wird, auch mal o h n e Kampfgeist zu haben?

Vermutlich als Aphorismus gedacht, standen kürzlich in einer Zeitung zwei Sätze, deren anonymer Urheber uns den Einstieg in ein Thema erleichtert, das für FREIE WELT zu veranschaulichen sich der international angesehene Leipziger Sportpsychologe Prof. Dr. Paul Kunath bereit erklärt hat: „Nicht jeder, der kämpfte, hat auch gesiegt. Andererseits hat auch nicht jeder, der siegte, gekämpft."

Dieser Gedanke erinnert an den australischen Langstreckenläufer Ron Clarke, der in den sechziger Jahren am laufenden Band Weltrekorde lief, jedoch bei zwei Olympischen Spielen nie siegte, als Draufgänger („der mit der Faust zuschlägt") bekannt war und desungeachtet in einem Interview einmal gesagt hat, die meisten Letztplazierten in den von ihm gewonnenen Rennen hätten glaubenswert mehr gekämpft als er. Angesichts eines 10-Meilen-Laufes, in dem er wegen Seitenstechens eine Runde nur im Zuckeltrab zurücklegte und sich dennoch für einen neuen Weltrekord wieder mobilisierte, mochte man solche Selbstverleugnung gar nicht für wahr halten.

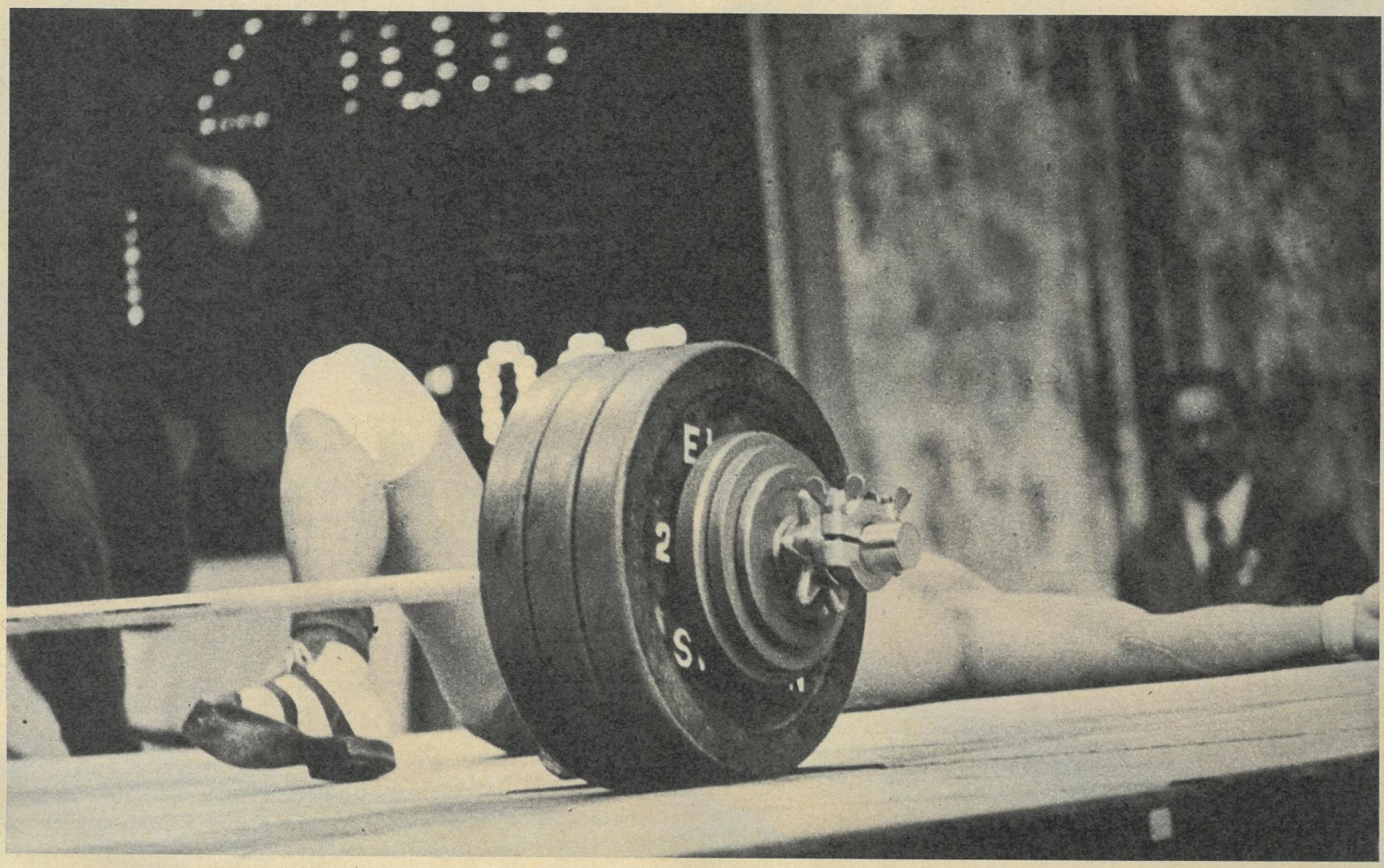
Unter anderem hatte Clarke Wladimir Kuz' acht Jahre alt gewordenen 5000-m-Weltrekord gebrochen. Kuz war jener Mann aus Moskau, der bei den Spielen in Melbourne zweimal den Engländer Gordon Pirie schlug und über dessen 10 000-m-Sieg der erste „Traummeiler" der Leichtathletikgeschichte, Dr. Roger Bannister, eine Expertise anfertigte. Es ging um den Versuch, Piries „Favoritenschicksal" zu erklären, denn dieser wurde nur Achter.

Kuz' wohlüberlegte Zwischenspurts und Tempodrosselungen sowie die anfangs ständige Weigerung, dem sowjetischen Läufer einmal die Führung abzunehmen, zermürbten ausgangs der 21. Runde Piries unbedingten Siegeswillen völlig. „Jetzt erinnerte er an ein aufgezogenes Spielauto, dessen Werk abgelaufen ist und das sich nur mehr nach dem Beharrungsvermögen fortbewegt", schrieb Bannister. „Kuz indes war nicht einfach eine Maschine. Sein Gesicht verriet ebenso Stärke wie sein Körper, und er beherrschte aus dem Effeff die Kunst der Taktik." Gordon Pirie selbst sagte danach: „Jetzt sind meine Knie aus Gummi. Es ist nicht wichtig, daß Kuz mich besiegte. Wichtig ist, w i e er das tat. Er machte mich kaputt, und ich befürchte, daß ich niemals gegen einen solchen Läufer, wie er es ist, bestehen werde."

Prof. Dr. Paul Kunath fügt diesem „Fall Melbourne '56" hinzu, daß bei Kuz „der Wille als die aktive Seite seines Verstands und seiner moralischen Gefühle gleichermaßen stark entwickelt war wie seine taktische Kunstfertigkeit, die zu demonstrieren er seiner Originalität und Klugheit verdankte". In Kuz' Handlungen habe sich kongruent seine Überlegenheit in der körperlichen wie in der Willensvorbereitung ausgedrückt.

Talent haben ist kein Lehnstuhl

Vor allem während der Weltmeisterschaft zwischen Garri Kasparow und Anatoli Karpow war öfter die Rede von Kampfgeist beim Schach. „Gibt es so was überhaupt?“ fragten Leser. Prof. Dr. Paul Kunath: „Kampfgeist meint zunächst eine ganz bestimmte Haltung oder auch Einstellung zu einer Anforderung, für deren Erfüllung der Mensch mehr Energie aufbringen muß als bei Aufgabenlösungen, die ihm keine Schwierigkeiten bereiten. Er ist überall dort erforderlich, wo wir mit Schwierigkeiten fertig werden müssen und auch w o l l e n . Eine Anforderung, die der Mensch nicht als schwierig für sich erlebt und ihm vielleicht nur von anderen als schwierig zu meistern vorgestellt wurde, wird ihn nicht reizen, mit ganzer Hingabe deren Bewältigung zu versuchen und, wenn er es dann geschafft hat, sich bestätigt zu fühlen. Wer eine Aufgabe in Angriff nimmt und dabei merkt, daß ihm dies so ohne weiteres nicht von der Hand geht, er zu guter Letzt auch noch aufgibt, weil ihm das alles eh nicht liegt, der hat nicht nur keinen Kampfgeist, sondern wird auch keinen bei sich ausbilden.“



Kein Mensch auf der Welt kann alles im Leben „mit links“ machen, sagt Prof. Kunath. „Wer im Beruf Erfolg haben oder im Sport siegen will, muß gleiche Aufgaben unter oft wechselnden Bedingungen und ständig sich ändernden psychophysischen Zuständen hartnäckig, zielstrebig, nimmermüde und variantenreich lösen lernen. Das erfordert Kampfgeist an jedem Platz, an den

Mit letzter Anstrengung gesiegt über das Reck und trotz letzter Anstrengung besiegt von der Hantel. Gekämpft haben beide (Fotos links).

man gestellt ist. Also auch in unseren Betrieben, wo Einzelpersonen und ganze Kollektive um Neulösungen ringen und nicht aufgeben, wenn Mißerfolge noch nicht vermieden werden können. Die Wissenschaft ist voll von Beispielen großen Kampfgeistes.“

Auf s e i n e Weise – sagen wir, in einer brenzligen Lage – kann der Schachspieler den gleichen Kampfgeist entwickeln wie der finnische Langstreckenläufer Lasse Viren, der im olympischen 10 000-m-Finale von München ’72 stürzte und dennoch Weltrekord lief. Oder wie der Karl-Marx-Städter Frank Baumgartl, der 1976 in Montreal über das letzte von 28 Hindernissen stolperte und gegen die vollzählig versammelte Weltelite trotzdem die Bronzemedaille aus dem Feuer riß. Oder wie der DDR-Skilangläufer Gerhard Grimmer, der sich am Holmenkollen mit der Glorie eines gewaltigen 50-km-Sieges umgab, obwohl er keine Krume Wachs mehr unterm Brett hatte. Oder wie das „Känguruh von Suchumi“, der legendäre Dreispringer Viktor Sanejew. 1968 in Mexiko-Stadt mußte er nach vier Weltrekorden durch ihn und andere noch einen fünften hinzutun, um zu siegen – was ihm auch glückte!

Ein aktuelles Beispiel für Kampfgeist liefert in anderer Hinsicht der Donezker Stabhochspringer Sergej Bubka. Nach selbstformulierter Maxime „Du bist reich, denn du hast noch einen Versuch“, die er sogar auf den Deckel seines Trainingsbuches schrieb, hat er sich befähigt, auch noch Sekunden vor zwölf zu siegen oder einen neuen Weltrekord zu springen. Bei Olympia ’88 in Sòul hat er allen wieder einmal demonstriert, wie selbstverständlich er mit dieser Devise zu leben versteht. Prof. Dr. Kunath: „Der unter Eigentumsrecht des IOC stehende Leitspruch ‚citius, altius, fortius‘ – (immer) schneller, höher, stärker – ist ohne Kampfgeist nie und nirgends zu verwirklichen. Auch kann Talent, so wichtig es ist, nur mittels Hinzutun von Arbeit und Kampfgeist urbar gemacht werden.“

Kampfgeist hat auch, wer sich von Sieg zu Sieg neu motiviert und am Ende sechs Goldmedaillen gewinnt wie die Schwimmerin Kristin Otto. Oder wer sich nach einem Jahrzehnt der Zugehörigkeit zur Weltklasse aufrafft, noch ein drittes Mal Olympia zu erleben und dafür Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen wie Marlies Göhr und Udo Beyer. „Sie siegten zwar in Sòul nicht, aber ihr Kampfgeist war ebenso unbestritten wie beim Kugelstoßer Ulf Timmermann, der mit dem letzten Versuch die Goldmedaille errang, die Sekunden zuvor schon verloren schien“, sagt Prof. Kunath. „Zuweilen macht es den Eindruck, als wolle man nur dem erfolgreichen Athleten Kampfgeist zubilligen. Ron Clarkes eingangs erwähnter Fingerzeig auf den Letztplazierten gibt uns das Recht, auch diesen nicht von dem Prädikat auszuschließen, ein Mensch mit Kampfgeist zu sein.“

Für einen Zuschauer ist es schwierig, die Ursachen zu erkennen, warum der eine über sich hinauswuchs, der andere sich vorzeitig aufgab. „Eine Zuschreibung von Kampfgeist kann oft mit allen möglichen Fehlbeurteilungen verbunden sein“, meint Prof. Dr. Kunath. „Dem Athleten besonders nahestehende Personen, Angehörige eingeschlossen, sind oftmals treffender in ihrem Urteil als Zuschauer oder auch Journalisten. Sie wissen nämlich etwas mehr über das Warum. Was soll ein Sportler mit der Bewertung seiner ungenügenden Leistung anfangen, er habe Kampfgeist vermissen lassen oder sei an seinen eigenen Nerven gescheitert? Er habe die Situation nicht überblickt, sei überfordert oder unzureichend motiviert gewesen? Wobei sich doch dieses oder jenes zuweilen ganz anders verhielt!“

Es war einmal ein Skispringer. Ein hervorragender, ein Weltklassemann. Oft Sieger, mit vorn fast immer. Über Nacht war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Kein Kampfgeist? Zuwenig trainiert? Oder mit einem Mal keine Lust mehr? Eines Tages, kurz vor Mitternacht, stand er traurig vor der Tür seines Hotels und wurde von jemandem, dem er sehr vertraute, gefragt: „Stimmt mit dir irgendwas nicht?“ Sodann erzählte er in einem einzigen Satz die Geschichte, die ihm als „König der Lüfte“ plötzlich die Flügel beschnitt: „Mit Liebeskummer bist du nur noch ein halber Mensch.“ Wie jener Klassenprimus XYZ, der aus solchem Grunde nur noch Fünfen schreibt.

Da war O’Kacha Alain Mimoun aus Paris besser dran. Bisher meistens nur Zweiter hinter Emil Zatopek, gewann er den über alle Maßen strapazenreichen olympischen Marathon von Melbourne ’56. Wie hatte er das alles ausgehalten und obendrein noch gesiegt? „Eine Stunde vorm Start hielt ich ein Telegramm in der Hand, ich sei Vater geworden. Meine Tochter sollte stolz sein auf mich. Und weil sich der Tag meines größten Sieges zuallererst auch über mich selbst rein zufällig mit dem überwältigenden Glück ihrer Geburt verband, ist sie als ‚Olympia‘ mit Vornamen in die Familienchronik eingegangen.“

Unsere Rennschlittenfahrer waren schon immer gut, gleichwohl Weltklasse erst seit Anfang der sechziger Jahre. Und zu einer Zeit, da sie wollten, aber nicht so recht konnten, fuhren sie auf der verwünschten Naturbahn von Bärenstein um DDR-Meistertitel. Ohne ihr Wissen hatten die Trainer Freundinnen, Bräute und Ehefrauen eingeladen: „Sie sollen mal sehen, was ihre Männer taugen…“ Und siehe da: Vor den Augen der holden Weiblichkeit fuhren die Burschen wie die Berserker. Jeder hatte Mut und Kampfgeist für zwei. Zeigen, daß man ein Kerl ist – und die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht.

★

Kampfgeist sei bei Männern wie Frauen gleichermaßen nötig, um erfolgreich zu sein, widerspricht Prof. Dr. Kunath jeder Unterscheidung. Und wenn es auch nicht danach aussähe: Im „Land des Lächelns“, der Rhythmischen Sportgymnastik, könnten ohne Kampfgeist Höchstnoten in Serie nicht ergattert werden. „Abgesehen davon, daß das Schönheitsideal oder zumindest das, was der einzelne unter schön oder unschön versteht, sehr unterschiedlich sein kann, würde ich antworten: Wer kämpfen kann, bereichert seine Persönlichkeit und verleiht körperlichen wie psychischen Attributen einen neuen Glanz. Manche vermuten hinter Kampfgeist Verbissenheit in allen Situationen, einseitige körperliche oder geistige Anstrengungen sowie Vernachlässigung des Strebens nach Allseitigkeit der Persönlichkeit bzw. Einschränkung der Genußfähigkeit gegenüber allem Schönen und sittlichen wie vitalen Werten des Lebens. Solche Ansichten sind der allgemeinen Vorstellung von einem Schönheitsideal unserer modernen Zeit längst nicht mehr gemäß. Schön macht auch, wenn du dich mehr regst als du glaubst, es zu können.“

Selbst die Paradiesvögel à la Florence Joyner-Griffith, die ihren Sieg schon auskosten, bevor sie ihn fest in der Hand halten, kommen ohne Kampfgeist nicht aus. Und lächeln, wenn es hart auf hart oder eben auch darum geht, einem gegenüber sich selbst geleisteten Schwur treu zu bleiben, koste es, was es wolle, wenigstens bis ins Ziel durchzuhalten – das kann sowieso keiner. Während seiner Marathons durch die Wochen muß auch der Schauspieler irgendwann seine kämpferischen Fähigkeiten offenbaren, „denn ohne eine geistige Hebeübung von außerordentlicher Brisanz kann er kein Weltmeister werden“. Sagt Prof. Dr. Paul Kunath.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ADN-ZB/Kluge, Detlef Christel, Igor Utkin.

Im nächsten Heft:

Die Geschichte der Troika

Bis in die letzten Tage seines Lebens beschäftigte Konrad Wolf die Freundschaft jener drei Jungen aus dem Moskau der dreißiger Jahre, die sich im Nachkriegsberlin wiedertreffen. Markus Wolf hat die Geschichte dieses nichtgedrehten Films aufgeschrieben. FW veröffentlicht einen Vorabdruck aus seinem Buch.

Mit Verspätung nach Moskau

Zweiundfünfzig Revolutionäre aus einundzwanzig Ländern trafen sich 1919 nach teils abenteuerlichen Reisen in der Hauptstadt der jungen Sowjetrepublik und gründeten die Kommunistische Internationale.

„Gestatten: Goldhaar-Stumpfnase…“

Dieser Schlankaffe gehört zu den größten Kostbarkeiten der an zoologischen Raritäten reichen, von unseren Fachautoren besuchten Tiergärten Chinas.

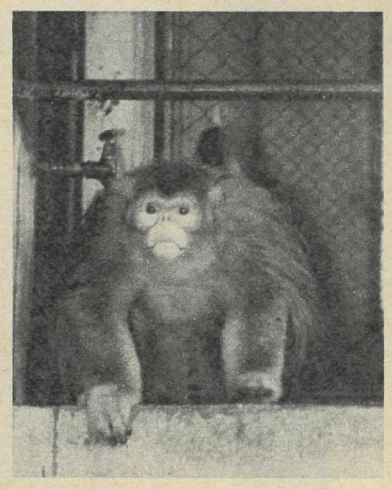


Foto: Dr. W. Grummt

Das Geheimnis der Hängenden Steine

Pavel Pavel, tschechoslowakischer Hobbyforscher – „der Mann, der Moais laufen ließ“, die „Hüte der Götter“ bewegte und den „Trick vom Titicacasee“ wiederholte – ist auf einer neuen Spur.

Lokaltermin im Kuhstall

Shilino, Dorf in Zentralrußland, galt noch unlängst als Ende der Welt. Doch dann geschah dort allerlei, was bisher ungewöhnlich war. Auch die Viehpflegerinnen sagen dazu aus.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

BÜHNENBILDER AUS DER DDR (1)

Heinrich Kilger:

FAUST I

(von Johann Wolfgang v. Goethe)

Preisfrage:

In welchem Jahr feierte das Deutsche Theater Berlin sein hundertjähriges Bestehen?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. – 5. Preis je 50,– Mark
Lösung bitte auf Postkarte bis 1. März 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10 Berlin, 1056

Redaktion: U. Weil, Reproduktion: A. Paszkowiak (1)

Regie führte Wolfgang Langhoff, der seit 1946 Intendant des Deutschen Theaters war und hier auch in der Rolle des Mephisto auf der Bühne stand. Sein Ensemble ein Wohlklang berühmter Namen: Ernst Wilhelm Borchert, Willy A. Kleinau, Herwart Grosse, Werner Hinz, Käthe Braun, Antje Ruge, Elsa Wagner, Amy Frank… Und die Musik von Paul Dessau. Der von Malerei und Grafik herkommende Heinrich Kilger, von 1947 an Chefausstatter des DT – gemeinsam mit Langhoff entrümpelt er die Bühne im Nachkriegsdeutschland. Ein erster Höhepunkt seines realistischen Schaffens war die „Faust"-Bühne von 1949, dem Gründungsjahr der DDR, im Gedenken an den 200. Geburtstag von Deutschlands größtem Dichter. In dieser Faust-Inszenierung hatte Kilger an der Seite Langhoffs die große Aufgabe gefunden: Werke des deutschen Erbes unter neuen Bedingungen wieder heimisch werden zu lassen, die Klassiker zu wahren Volksstücken zu machen, sie von Verfälschung und Mißdeutung zu befreien. Die pralle, sinnliche Welt der Hexen in seinem Bild Walpurgisnacht knüpft an echte, volkstümliche Faustspieltradition an. Kilger interessierte jedes gutgebaute Theaterstück mit einem großen gesellschaftlichen Anliegen, die Freude an sprachlicher Schönheit und gedanklicher Tiefe trieben ihn zu immer neuen Versuchen. Goethes „Faust" hat ihn über Jahrzehnte hinweg beschäftigt… Überliefert ist, daß Langhoff nach seiner zweiten Inszenierung des „Faust", 1954 – Ernst Busch spielte da den Mephisto – die Gäste der Premierenfeier mit einem selbstverfaßten Gedicht überraschte. In dem widmete er jedem an der Aufführung Beteiligten einen Vers. „Ich danke Euch für meine höchsten Stunden… Das gilt vor allem Dir, mein Heinrich Kilger…". Kilger gelangen in 20 Jahren dramaturgisch funktionelle, phantastische Lösungen des erzählenden Bildes. Das Langhoff-Kilger-Gespann wurde weit über das DT hinaus zu einem Begriff und bewährte sich auch bei der mitreißenden Interpretation sowjetischer Stücke wie „Optimistische Tragödie", „Julius Fučik", „Sturm".